



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geschichte der Holzbaukunst in Deutschland

Lachner, Karl

Leipzig, 1887

Zweiter Teil. Der Süddeutsche Ständerbau Und Der Blockbau.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-94714](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-94714)

ZWEITER TEIL.

DER

SÜDDEUTSCHE STÄNDERBAU

UND

DER BLOCKBAU.

ZWEITER THEIL

STADTVEREINE UND STADTVEREINE

DER BEZIRKE

Das süddeutsche Ständerhaus.

Das süddeutsche Ständeverband

Einleitung.

Waren im nordwestlichen Deutschland alle Vorbedingungen zu einem gesunden Aufblühen des Ständerbaues gegeben, so konnte sich der Süden nicht des gleichen Vorzugs rühmen. Hier kamen schon in vorchristlicher Zeit Einflüsse zur Geltung, welche einer gedeihlichen Entwicklung der Holzarchitektur hemmend in den Weg traten. Vor allem war das Vordringen der römischen Weltherrschaft bis über die Donau hinaus ein ausschlaggebendes Moment für die Entwicklung der Baukunst. Die befestigten Plätze der Römer, ihre Wohnhausanlagen, die von ihnen errichteten Prachtbauten, von denen Trier heute noch zu reden weiss, mussten dauernden Einfluss auf die süddeutsche Bauweise gewinnen. Auch im Mittelalter blieben die Beziehungen der Franken und Schwaben zum romanischen Süden erhalten, und wenn auch Italien zur Zeit der Gotik Lehre und Beispiel von den deutschen Baumeistern annahm, so wirkte es mit dem Aufkommen der Renaissance um so kräftiger auf jene zurück. Es darf uns daher auch nicht befremden, jenseits des Mains vorzugsweise die Steinarchitektur gepflegt und die überwiegend große Mehrzahl der hervorragenden Bauanlagen massiv aufgeführt zu sehen.

Wenn indes die Anführung dieser Thatsache das Wertverhältnis der süddeutschen Holzarchitektur zur norddeutschen herabdrückt, so soll damit doch nicht gesagt sein, dass die erstere keine beachtenswerten Früchte gezeitigt hätte. Freilich treten diese Früchte nicht so dicht gedrängt auf, wie zwischen Elbe und Weser, aber den Einzelercheinungen fehlt es nicht an originellem Reiz im Gesamtaufbau wie im geschnitzten Zierwerk.

Im allgemeinen kann die Sprachgrenze der nieder- und oberdeutschen Mundart auch als Grenze der norddeutschen und süddeutschen Ständerbauweise gelten. Wie dort kann man auch hier einzelne in ihrem konstruktiven Aufbau und in ihrer Dekorationsweise abweichende Baugruppen unterscheiden. Indes sind diese Abweichungen doch nicht so einschneidend der Natur, als dass es erforderlich wäre, eine Trennung des Stoffes nach Provinzen oder Gauen vorzunehmen.

Von einigen Grenzgebieten abgesehen, wie vorzugsweise Hessen, wo norddeutsche Einflüsse nachweisbar sind, weicht das Aufbauschema des süddeutschen Ständerhauses, welches wir in Fig. 1 zur Anschauung bringen, wesentlich von jenem des norddeutschen ab. Wenn wir an letzterem als bemerkenswerte Eigentümlichkeit die starke Vorkragung der einzelnen Geschosse über einander hervorhoben, so finden wir zwar schärfer hervortretende Vorkragungen auch im Süden, allein sie sind hier keineswegs bedingt durch das konstruktive Gerüst, sondern sie haben entweder den Zweck Raum zu gewinnen, oder — was häufiger der Fall — sie dienen dazu, das dekorative Bedürfnis zu befriedigen. Gelang es uns für den norddeutschen Ständerbau die Entwicklungsgeschichte seines Vorkragungsprinzips festzustellen, so fehlen uns ähnliche Belege für die süddeutsche Bauweise; für sie wissen wir nur die eine Erklärung: man kannte die

prächtige Wirkung vorkragender Geschosse vom Norden her und suchte sie unabhängig von ihrer konstruktiven Bedeutung auf die eigenen Bauten zu übertragen.

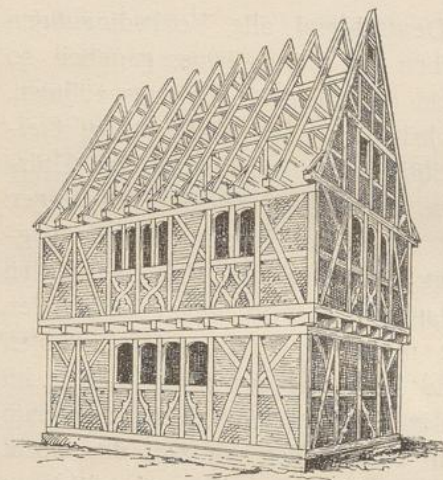


Fig. 1.

Dem starren norddeutschen Schema gegenüber bestehen die Merkmale und Vorzüge des süddeutschen Ständerhauses in einer gänzlichen Unabhängigkeit der Ständer von der vorspringenden Balkenanlage, in einer freieren Bewegung der einzelnen Konstruktionsteile und in einer dekorativen Ausbildung der Fensterumrahmungen, indem man letztere durch Vorschiebung aus der Wandfläche gleichsam vorkragt, ohne jedoch auch hier ein bestimmtes Einteilungsgesetz zu beobachten; kurz der Aufbau des süddeutschen Ständerhauses bewegt sich nicht in einem streng vorgeschriebenen Schema. Ziehen wir ferner noch die verschiedensterlei Anbauten mit in den Vergleich, so ergibt sich als weitere Eigentümlichkeit, dass den rechteckigen Ausluchten des Nordens im Süden willkürlich angelegte Chörlein und vieleckige Erker gegenüber-treten; legte man dort großes Gewicht auf die bildnerische Ausschmückung der Einzelformen, so wandte sich hier das Interesse mehr der malerischen durch Gruppierung einzelner Bauteile erzielten Gesamtwirkung zu.

Die freiere Behandlung der Konstruktion, welche auch in längeren Zeiträumen keine erhebliche Umbildungen erfahren hat, veranlasst uns, von einer zeitlichen Einteilung abzusehen; dafür werden wir aber, wo es Not thut, periodisch auftretende Konstruktionsarten der allgemein gehaltenen Beschreibung des süddeutschen Ständerhauses und seiner Bestandteile einreihen.

Die Geschichte des süddeutschen Ständerhauses beginnt streng genommen mit dem Jahre 1320, der Erbauungszeit eines vor mehreren Jahren abgetragenen Wohngebäudes in Marburg, dessen Kenntnis uns teils durch eine Aufnahme des Prof. Schäfer*), teils durch einige im Museum zu Marburg aufbewahrte Fragmente überkommen ist. Da aber diesen Bau ein mehr als 150 Jahre langer Zeitraum von der Reihe der noch vorhandenen Holzhäuser trennt, so steht er mit seinen Eigenartigkeiten, welche sich später nirgends wieder finden, ganz vereinzelt da. Immerhin bietet er Interesse genug, um auf seine Eigentümlichkeiten besonders einzugehen und ihn der allgemeinen Abhandlung des süddeutschen Holzbaues voranzustellen.

Auf steinernem Sockel erheben sich, oben durch einen Rahmbalken mit einander verbunden, mächtige Ständer; auf dem Rahmbalken ruht des ersten vorspringenden Stockwerks vorkragendes Gebälk, von welchem jeder zweite Balken durch ein Kopfband unterstützt ist. Statt nun, wie es sonst zu geschehen pflegt, die darüber liegende Schwelle in ihrer ganzen Länge sichtbar zu lassen, wird sie von den Ständern des darauf folgenden Stockwerks überplattet, wobei jene außerdem noch über die Endflächen der vorkragenden Geschossbalken hinabreichen, um unten schließlich in frei herabhängende Stiele mit Rosetten zu endigen. Die Schwelle ist ungewöhnlich niedrig und durch keinerlei Ringelbänder mit den Ständern verknüpft; der letzteren Querverband besteht in der Mitte aus einer vorge Nagelten kräftigen Fensterbrüstungslatte

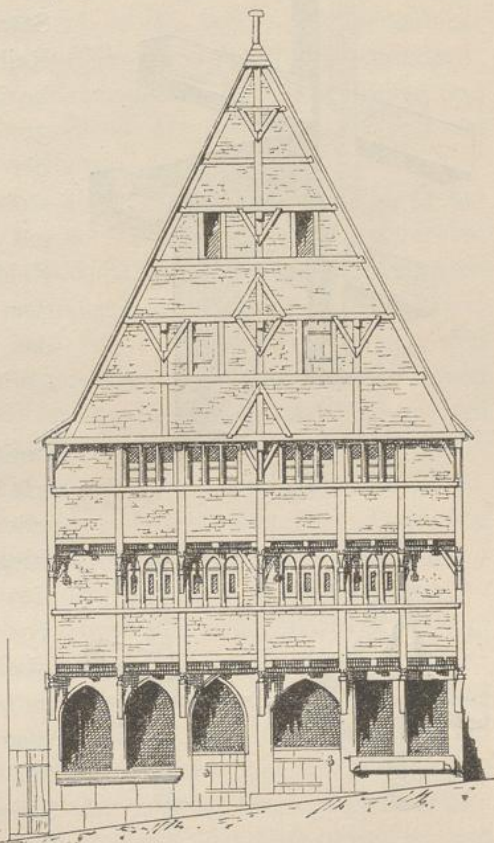


Fig. 2.

und oben in einem Rahmbalken, welchen vier Riegelbänder, zwei in der Mitte und je eins an beiden Enden, noch enger mit einander verbinden; der Rahmbalken dient aber auch gleichzeitig als Lagerholz für das vorkragende Gebälk. An dem zweiten vorgekragten Geschoße wiederholt sich die nämliche Anordnung. Hingegen nimmt die Balkenlage über diesem eine andere Richtung an; lief sie in den unteren Geschossen senkrecht zur Außenseite, so verlangte die Dachkonstruktion hier eine zur

*) S. Die Holzarchitektur Deutschlands von Cuno, Schäfer.

Straßenflucht parallele Lage, und da trotzdem auch an dieser Stelle noch eine Geschossauskragung erfolgt, so treten die zwei obersten Wandrahmenbalken der Längsseiten sowie ein Unterzug in der Mitte aus der unteren Wandfläche hervor, um im Verein mit Kopfbändern der ersten Dachbalkenschwelle, oder — wenn man so will — dem Abschlussbalken des vorgekragten Giebfeldes als Stützen zu dienen.

Wesentlich verschieden von dem Unterbau gestaltete sich die Konstruktion des steil ansteigenden Giebfeldes. Während an ersterem die Entfernungen der Balken und Ständer infolge ihrer teilweisen Unterstützung

durch Kopfbänder annähernd gleiche bleiben, verteilt die Giebelfläche ihre Ständer ohne Rücksicht auf die unteren Reihen, auch unterbleibt jede weitere horizontale Abteilung durch Vorkragungen; rechnen wir das Mauerwerk, die Brüstungsriegel und die Schrägstreben, welche die mittleren Ständer mit der Giebelschwelle und dem ersten Kehlbalken verbinden, ab, so bleibt an dem Giebeldreieck von Holzwerk nur das getreue Abbild des Dachstuhles übrig.

Die eigentlichen Holzverbindungen besitzen eine überraschende Ähnlichkeit mit jenen der Braunauer Kirche; hier wie dort treten alle Schrägstreben und Riegelbänder aus den Flächen der durch sie verbundenen Konstruktionsteile hervor und sind mit ihnen sichtbar überplattet und verbolzt (s. Fig. 4). Noch auffallender macht sich aber die Verwandtschaft an der Verbindung der frei herabhängenden Ständer mit den Schwellen bemerkbar; wie jene an der Braunauer Kirche, durchkreuzen auch sie die untere Schwelle; die frei herabhängenden Stiele mit angeschnitzten Rosettenendigungen (s. Fig. 3) bedeuten hierbei weiter nichts als eine dekorative Zuthat. Beachtet man, dass vermöge der Ständerüberplattungen die Verzapfungen fortfielen, also eindringendes Regenwasser sich nirgends in Holzfugen ansammeln konnte, so erscheint die Anordnung frei schwebender Ständerstiele nur als eine wohldurchdachte Konstruktion, welche die alten Zimmermeister anwandten, um ihren Holzverbindungen nicht nur ein haltbares, sondern auch wetterfestes Gefüge zu verleihen. Die oberen Ständerenden schützten die Geschossvorkragungen hinlänglich vor Schlagregen und durften daher ohne

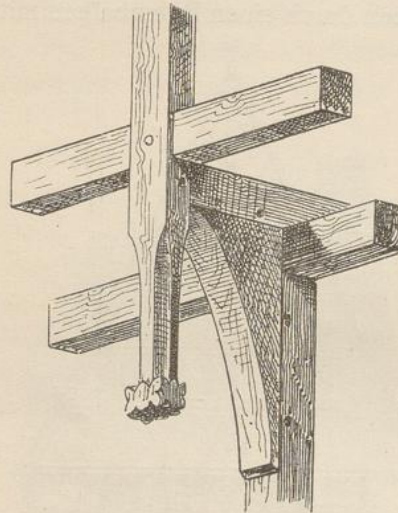


Fig. 3.

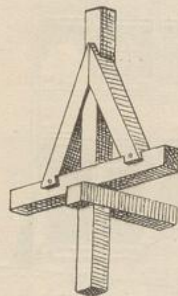


Fig. 4.

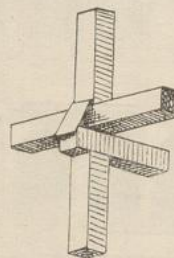


Fig. 5.

hängenden Stiele mit angeschnitzten Rosettenendigungen (s. Fig. 3) bedeuten hierbei weiter nichts als eine dekorative Zuthat. Beachtet man, dass vermöge der Ständerüberplattungen die Verzapfungen fortfielen, also eindringendes Regenwasser sich nirgends in Holzfugen ansammeln konnte, so erscheint die Anordnung frei schwebender Ständerstiele nur als eine wohldurchdachte Konstruktion, welche die alten Zimmermeister anwandten, um ihren Holzverbindungen nicht nur ein haltbares, sondern auch wetterfestes Gefüge zu verleihen. Die oberen Ständerenden schützten die Geschossvorkragungen hinlänglich vor Schlagregen und durften daher ohne

Bedenken dem Rahmholzbalken eingezapft werden; am Giebelfelde hingegen, wo die Ständer sich ebenfalls den Schwellen nur einzapfen, wird ein anderes Schutzmittel, etwa eine Verdachung oder Verschalung (s. Fig. 5) ihre Enden gedeckt haben. Die Kehlbalkenunterzüge, von Ständerpfosten direkt unterstützt, kragen als Stumpfen aus der Mauerfläche hervor und liefern so einen weiteren wertvollen Beleg für unsere im vorigen Bande aufgestellte Entwicklungsgeschichte der Geschossvorkragungen (s. B. I., S. 13).

Die sichtbare und vorgeschobene Überplattung einzelner Konstruktionsteile erscheint am deutschen Ständerbau als die älteste bekannte Holzverbindung und kommt nur noch sehr vereinzelt, wie beispielsweise an einigen Homberger Bauten aus dem 15. Jahrh., vor. Im Riesengebirge erhielt sie sich etwas länger, bis ungefähr Ende des 16. Jahrhunderts; hingegen sind in einer Ebene liegende Kreuzungen von Schrägstreben und Riegelbänder bis heutigen Tages sowohl in der Schweiz, als auch im Süden Deutschlands im Gebrauch verblieben.

Besonderes Interesse beanspruchen die Fenster- oder richtiger Lichtöffnungen. Am unteren Geschosse nehmen sie den vollen Zwischenraum zwischen den Ständern ein, sind teils mit Spitzbögen, teils mit wagerechten Sturzbalken geschlossen. In Form schmaler Spitzbogenarkaden treten sie in dem ersten Hauptgeschosse auf, wo sie, zu je dreien gruppiert, sich den Gefachen einfügen. Laden mit rechteckigen vergitterten Ausschnitten bilden in Ermangelung von Glasscheiben den Verschluss nach außen. An dem zweiten Hauptgeschosse sind die Fenster ebenfalls zu je dreien gekuppelt, schliessen aber rechteckig ab und sind zur Hälfte mit Laden, zur Hälfte mit hölzernem Gitterwerk versehen; an den Dachgeschossen sind die Fensteröffnungen mit vollen Läden abgeschlossen. Die Thüren sind — wie noch heute vielfach auf dem Lande — der Höhe nach in zwei Flügel geteilt, der obere dient während des Tages als Lichtöffnung, der untere bildet die eigentliche Thüre.

Darf nun auch ohne weiteres das oben beschriebene Gebäude als das einzige seiner Art bezeichnet werden, kommt doch unseres Wissens ein zweiter Fall von Ständerüberplattungen mit freischwebenden Endigungen in der gesamten Holzbaukunst nicht wieder vor, so birgt es andererseits doch schon die Keime zu dem späteren süddeutschen Aufbauprinzip, und man würde entschieden fehl gehen, wollte man, weil es uns die letzte und einzige Kunde von dem Holzprofanbau längst entschwundener Jahrhunderte überbringt, in seiner Bauart eine jenerzeit allerwärts verbreitete Zwischen- oder Vorstufe zu dem niedersächsischen Typus vermuten. Vielmehr lehrt der Vergleich mit dem älteren Schema des niedersächsischen Ständerhauses, dass es in seiner Entwicklung jenem um nichts zurücksteht, wohl aber, dass es in mancherlei Hinsicht weit eher als eine jenem vorgeschrittenere Stufe aufgefasst werden muss. Mit ihm hat es die Vorkragung der Balken und Geschosse gemein, auch liegen die Ständer mit dem Hauptbau in vertikalen Ebenen; dagegen unterscheidet es sich von

dem niedersächsischen Schema dadurch, dass zwischen den Ständern und den vorkragenden Balkenköpfen ein Rahmholz lagert. So nebensächlich nun auch das Vorkommen dieses Rahmholzes an dem Marburger Hause erscheinen mag, so wichtig ist es doch für den gesamten süddeutschen Fachwerkbau, als dessen charakteristisches Merkmal wir es später erkennen werden. Mit der Einfügung des Rahmholzbalkens empfing der Ständerbau den Anstoss zu einer neuen Entwicklung; eine gröfsere Ungebundenheit in der Anordnung seiner Balkenlage war ermöglicht und damit das ganze Aufbausystem in andere Bahnen gelenkt. Diese gröfsere Freiheit macht sich bereits an dem Marburger Hause erkennbar, denn wenn schon die hinter den Ständern befindlichen Geschossbalken (s. Fig. 3) der norddeutschen Einteilung entsprechen, so liegen zwischen ihnen auch noch andere Balken, für welche sowohl Ständer wie Kopfbänder fehlen.

Wohl liesse sich hiergegen einwenden, dass der Entwicklungsgang ebenso gut auch in umgekehrter Richtung erfolgen konnte, dass das Rahmholz in Norddeutschland ebenso gut erst später beseitigt als es in Süddeutschland hinzugefügt worden sei; allein die Erfahrung lehrt, dass man leichter aus einem streng gegliederten System in ein freieres übergeht und jenem durch Einfügung neuer Konstruktionsglieder lästige Fesseln abzustreifen vermag, als umgekehrt vorhandene brauchbare Teile zu beseitigen trachtet. Für uns gilt daher die Verwendung des Rahmholzbalkens als ein Beweis, dass die norddeutsche Bauweise ein höheres Alter als das Marburger Haus besitzt.

Fügen wir schliesslich noch hinzu, dass das Marburger Gebäude 1. kein Zwischengeschoss enthält, 2. ungleiche und grofse Ständerentfernungen aufweist, 3. eine ungesetzmäfsige Verteilung der Fenster in den einzelnen Gefachen aufweist und 4. keinen Zusammenhang der Giebelständer mit jenen des Unterbaues erkennen lässt, so haben wir damit seine wichtigsten Eigentümlichkeiten aufgezählt und erkennen in ihnen den gemeinschaftlichen Grundzug aller süddeutschen Fachwerkbauten: »den Mangel an gröfserer Gesetzmäfsigkeit«. —

Erster Abschnitt. Die Konstruktion.

1. Wandbildung und Aufbau.

Wie schon bemerkt, tritt im Gegensatz zur norddeutschen Art in Süddeutschland bei der Wandbildung eine gewisse Ungebundenheit auf. Einmal halten die Ständer nicht gleiche Entfernungen ein, zum andern stehen sie nicht in lotrechten Ebenen, d. h. in vorgeschobenen Absätzen übereinander.

Die Aufsenwände der Geschosse bestehen aus einer Reihe Ständer. Diese werden unten von einer rechteckig behauenen Schwelle getragen, in der Mitte durch Riegel und Streben gegenseitig abgesteift und oben mittelst eines Rahmholzbalkens verbunden. Wie schon in der Einleitung erwähnt, erreicht man so die Möglichkeit, die darüber liegende Balkenlage nach Gutdünken anordnen zu können, ohne jedem Balken einen Ständer als Stütze zuteilen zu müssen. Die Folge war, dass die strenge Gleichförmigkeit der Bauten, die vertikale Gliederung der Gebäudeaufsensen in schmale durch Ständerlinien, Balkenköpfe und Kopfbänder eingefasste, lotrechte Felder aufhört, und der Vorteil entspringt, die Fenster nach Belieben ungebundener der inneren Einteilung anpassen zu können. Hingegen musste beim süddeutschen Holzbau der Mangel jeder festen Gliederung den sonst für Dekorationszwecke so äußerst wirksamen schrägen Füllbrettern und Kopfbändern die Berechtigung zu ihrer Verwendung entziehen und ihren Gebrauch auf bescheidene Grenzen beschränken.

Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts treten allerdings Kopfbänder in dem Grenzgebiet nördlich des Maines ziemlich allgemein auf; anfangs in ihrer Bedeutung als konstruktive Bauglieder, um vorgekragten Balkenlagen nach norddeutschem Muster als Stützen zu dienen, später als gebräuchlich gewordene Zierden, die dann nur noch einzelnen vorspringenden Balken angeheftet und in kümmerlichen Dimensionen ausgeführt wurden. In ihrer Eigenschaft als Stützen frei vorspringender Erker erhalten sie sich länger, nehmen aber dann die Gestalt von frei aus der Wandfläche hervortretenden Streben an. An solchen Vorbauten erfüllen sie eine wirklich

konstruktive Aufgabe und ihr Gebrauch lässt sich bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts verfolgen. Einer dritten Art von Kopfbändern, Stützen für vorkragende Fensterreihen, begegnen wir später an den Fensterkonstruktionen.

Waren die Ständer an ihren beiden Enden durch Zapfen und Bolzen mit den Schwellen und Rahmholzbalken fest verbunden und stand infolgedessen ihr seitliches Ausweichen nicht zu befürchten, so benötigte man auch nicht jener Schrägstützen, welche sonst den Verband der Ständer mit der Schwelle verstärken. Dreieckige, den Raum zwischen jenen Konstruktionsgliedern ausfüllende Riegelbänder finden sich nur ganz ausnahmsweise (s. Fig. 89), vierkantige, die Ständer schräg abstützende Schubstreben wohl hin und wieder angewendet, während geschweifte, mit allerhand Zierformen versehene Riegelkreuze sich allerwärts breitmachen.

Als neues, im Norden zu keiner Zeit gebrauchtes Verbindungsglied tritt an der Wandfläche ein kleines geschweiftes Riegelband von dreieckiger Grundform auf, ein Eckholz, das man rechten Ecken der Schwellen, Rahmbalken und Ständer einfügte (s. Fig. 6), um so letztere an ihren Enden scheinbar zu verstärken. Diese Eckhölzer, welche mitunter eine recht wirksame Dekoration der Wandfläche erzeugen, verbreiteten sich am Rhein und

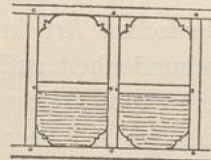


Fig. 6.

südlich des Maines von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ab so ziemlich über das ganze dortige Holzbaugebiet, und bleiben ihm als beliebte Zierstücke bis tief in das 18. Jahrhundert zu eigen. —

Für gewöhnlich liegen die Riegelbänder in den Sichtflächen der durch sie vereinigten Holzteile, sind also mit ihnen bündig; die in der Einleitung beschriebene ältere Konstruktionsweise, an welcher ihr Verband mit den Nachbarhölzern mittelst sichtbarer Überplattung und Verzahnung erfolgt, findet sich, wie schon erwähnt, nur noch an wenigen Ständerbauten erhalten. Der Vorzug, welcher letzteren im Vergleich zu Zapfenverbindungen in konstruktiver Hinsicht zugemessen werden darf, wird andererseits durch die Schwierigkeit, das wandbildende Material den Gefachen einzufügen, mehr wie aufgewogen, und da ferner auch ihre vorspringenden Kanten Hindernisse in der Dekoration bilden, so gab man ihren Gebrauch schon frühzeitig auf.

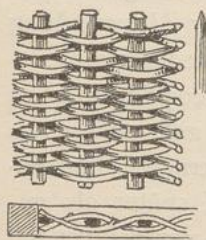


Fig. 7.

Zur Ausfüllung der Gefache benutzte man häufiger Weidenflechtwerk mit Lehmschlag und Mörtelbewurf (s. Fig. 7) als gebrannte Ziegelsteine und suchte mit Rücksicht darauf die Größe der Felder möglichst einzuschränken; die Einfügung vieler kleinerer Riegelstücke war daher nicht nur dekorativ, sondern auch konstruktiv geboten. Ihr Ersatz durch gänzlich geschlossene rechteckige Platten, wie sie der Norden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verwendete, kommt im Süden nur vereinzelt und zwar meist auf bevor-

zugte Stellen beschränkt, wie an einzelnen Fensterbrüstungen und Erkerwänden, vor.

Dahingegen bürgern sich am süddeutschen Ständerhause allerhand Verschalungen zu konstruktiven wie auch dekorativen Zwecken ein. Die geringe Auskragung der Geschosse, der Mangel an Kopfbändern erheischte eine andere organische Vermittlung der einzelnen Stockwerke, als es Füllhölzer oder Füllbretter vermochten. Verhältnismäßig frühzeitig, bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, werden schon die unschönen Balkenstumpfen dem Auge entzogen und ihre Endflächen mittelst einzelner schräg gestellter Brettstückchen (s. Fig. 20) gegen Schlagregen geschützt, später liefs man längere Bohlen an ihre Stelle treten und nagelte sie hochkantig den Balkenlagen vor; wobei die höher gelegene Schwelle entweder die Balkenlage um Bohlendicke überragt (s. Fig. 67), oder aber gleichfalls von profilierten Verschalbrettern überzogen wird und so mit jener ein breites, scheinbar zusammengehöriges horizontales Gesims bildet. Ausserdem verwendete man schräg gestellte Schalhölzer noch zur Maskierung unbedeutender Geschossvorsprünge (s. Fig. 78) und verlieh mit ihrer Hilfe der Profilierung eine noch gröfsere Breite. — War ohnehin früher allein durch die Verwendung von Rahmholzbalken Anlass geboten, sich der im Norden gesetzmäfsig gewordenen Verteilung der Ständer zu entziehen, so fiel nunmehr, nachdem die scharf vortretenden Balkenköpfe verhüllt waren, auch der letzte Anlass für eine solche Anordnung weg; der breite Sims von Unterkante Rahmbalken bis Oberkante Schwelle mit seinen langgezogenen einförmigen Profilen liefs eine lebendigere Gliederung dieser Konstruktionsstücke nicht mehr aufkommen. Um jedoch die Wandfläche auf andere Weise zu beleben und sich für den Verlust der zu Schnitzornamentik so brauchbaren Schwellen- und Kopfbandflächen zu entschädigen, zog man das Fenster mit in die Dekoration, bildete seinen unteren Abschlussriegel als vorgekragte Schwelle aus und brachte letztere mit Nachahmungen von verschiedenen Kopfbandarten in Verbindung; wir kommen später eingehender auf diese eigenartige Konstruktion zurück. Der anderen Wandfläche legte man dagegen nur untergeordnete Bedeutung bei, beschränkte sich darauf, durch allerlei Riegelbänder und Backsteinmuster Flächenmotive zu ersinnen, und verzichtete auf ihre weitere architektonische Gliederung.

In schieferreichen Gegenden, wie am Mittelrhein und dessen Seitenthäler, tritt teils aus konstruktiven, teils aus dekorativen Gründen noch Schieferbekleidung hinzu. Anfangs als Ersatz der Schalbretter zur Bedeckung von Balkenköpfen und Schwellbalken in Form von Flugdächern an Geschossabschnitten eingeführt, verbreitet sich die Schieferbekleidung später, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, auch über die Giebelflächen und schliesslich über ganze Hausseiten. Dekorativ wirkte sie nicht nur durch ihre zum Holzton trefflich harmonisierende blaugraue Farbe, sondern auch vermöge vielgestaltiger Einzelformen und Verstellungen zu verschiedenen Flachmustern. In konstruktiver Hinsicht gewährt sie anderer-

seits den von ihr bekleideten Flächen einen wirksameren Schutz als alle anderen Bedeckungsarten.

In einzelnen allerdings seltenen Fällen, die der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts angehören, ging man mit der Verschalung der Fachwand sogar so weit, dass man, wie beispielsweise an dem Salzhaus zu Frankfurt a. M., die ganze Facade von unten bis oben mit Brettern verkleidete. Damit hatte aber die Verschalungswut im süddeutschen Holzbau ihren Gipfel erreicht. Nicht lange darauf, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. beginnt das Dekorationsbedürfnis nachzulassen und die nackte konstruktive Gestalt wieder zum Vorschein zu gelangen, dann allerdings aber auch nur, um in der nüchternsten Form den Übergang zum Putzbau einzuleiten. Im 18. Jahrhundert wird dieser allgemein und damit hört selbstverständlich der letzte Rest einer symmetrischen Verteilung von Holzflächen an der Ständerwand auf.

Als Gesamtbau wendet das süddeutsche Ständerhaus seinen Giebel der Strafe zu und schliesst für gewöhnlich mit steil ansteigendem altfränkischem Dach. In dem Aufbau seiner Geschosse weicht es insofern von dem norddeutschen Schema ab, als ihm das Zwischengeschoss mangelt. Wir wiesen schon im I. Bande, Seite 13, darauf hin, dass die norddeutschen Zwischengeschossanlagen den Geschossvorkragungen vorangingen, sowie dass man sie dort später mehr aus Gewohnheit beibehielt. Hier fehlte ihnen dagegen jede Berechtigung und wäre ihr Gebrauch zu keiner Zeit konstruktiv zu erklären oder geboten gewesen. Dem gegenüber hielt man im Süden, abgesehen von Hessen, im grossen und ganzen an dem altfränkischen Gebrauche fest, das Untergeschoss nur aus Steinen und zwar höher als im Norden aufzuführen. Konnte man wohl infolge dieser Anordnung weniger starke und lange Hölzer verwenden, als in Niedersachsen gebräuchlich war, so kommen doch und zwar auch an den untergeordneten Hof- und Nebenseiten durch mehrere Geschosse gehende Ständer vor, welche hier treffend mit «Stiele» bezeichnet werden.

2. Balkenlage und Deckenbildung.

Da im allgemeinen das süddeutsche Ständerhaus den Giebel der Strafe zuwendet, laufen seine Balkenlagen in der Regel ihr parallel. An allen Langseiten, welche gleichzeitig Nachbarhäusern angehören, also die Aufgabe von Zwischenwänden erfüllen, war eine Auskragung der Balken ohnehin ausgeschlossen; unterblieb aber auch dann, wenn die Seitenwände vermittelst Tropfenfallgänge frei standen. Entweder man bediente sich, wie

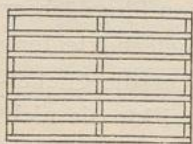


Fig. 8.

bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts in Hessen, durchgehender Stiele und zapfte, nach norddeutscher Weise, das Gebälk in sie ein, oder lagerte dieses, wie es gewöhnlich geschah, auf Rahmholzbalken, ohne jedoch nach der Giebel- und Strafsenseite besondere Stichbalken einzufügen (s. Fig. 8). Wollte man nun nicht in den Fehler unserer Zeit verfallen und glatte Wände ohne Vorsprünge der Geschoss-

abschnitte herstellen, so war es bei einer solchen Lage und Anordnung des Gebälks eigentlich von selbst geboten, den äußersten der Strafe nächst gelegenen Balken, der hier gleichzeitig zur Wandschwelle wurde, über das untere Geschoss vorzuschieben. Diese Konstruktion bedurfte aber zu ihrer Haltbarkeit besonderer Stützen, und so liess man denn die beiden Rahmhölzer der benachbarten Seitenwände, sowie einen oder mehrere Unterzüge in der Mitte vorkragen und die vorgeschobene Wandschwelle tragen (s. Fig. 9). An geringen Ausladungen vermitteln und bedecken profilierte Schalhälzer die Vorkragung, an beträchtlicheren Geschossvorsprüngen hingegen, beschränkte sich die Verschalung auf die Schwelle und die Balkenstumpfen, welche letztere alsdann wohl auch hin und wieder vereinzelt Kopfbänder stützen.

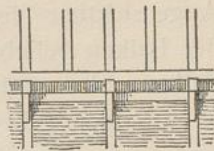


Fig. 9.

Obschon die eben geschilderte Anordnung der Balken für die Mehrzahl der Gebäude zutrifft, lassen sich doch an vielen Fachwerkhäusern auch andere Lagen nachweisen. Mit derselben Ungebundenheit, wie sie an dem Aufbau der Außenwände auftritt, wechselt ihre Richtung sogar mitunter an verschiedenen Geschossen ein und desselben Bauwerks; wie an dem ältesten Marburger Hause (s. Fig. 3) können die Balken des einen Stockwerks senkrecht, die des anderen parallel zur Straßensflucht laufen und lassen somit ein allgemein gültiges Gesetz nicht zu. Bemerkenswert sind ferner ihre mitunter sehr geringen Abstände, die, wie beispielsweise am Hause Limprecht in Frankfurt am Main, manchmal kaum anderthalb Balkendicken betragen (s. Fig. 10).



Fig. 10.

Füllbretter zur Verkleidung der vorkragenden Teile der gewellten Decke finden sich nur an wenigen älteren hessischen Bauten (s. Fig. 34), sie besitzen durchweg bescheidenen Umfang und reichen nie über die Unterkante Rahmholz hinaus; in gebogener Form und sehr mäfsiger Dicke besitzt sie das Rathaus zu Alsfeld (s. Fig. 21); hier wie in den meisten anderen Fällen beschränken sie sich nur auf den Raum zwischen den Balkenköpfen. In der nämlichen verschüchterten Gestalt begegnet man ihnen wohl hin und wieder im Riesengebirge (s. Fig. 94). In der zweiten Hälfte des 16. und 17. Jahrhunderts werden sie durch Füllhölzer ersetzt; jedoch kommen auch diese nur selten vor und bleiben in kümmerlichen Verhältnissen auf die Grenzgebiete beschränkt.

Ruhte das Gebälk parallel zur Strafe, so vertrat die Wandschwelle gleichzeitig den Abschluss der Deckenwellerung, und machte in solcher Gestalt Füllbretter und Füllhölzer entbehrlich, nahm jenes aber eine senkrechte Lage zur Straßenseite an, so bestand das gebräuchlichste Schutzmittel der freiliegenden Deckenfüllungen in der den Balkenköpfen vorgeagelten Verschalung. An dieser Stelle bezweckt letztere also nicht allein die Balkenenden vor Verwitterung zu behüten, sondern ebensogut

auch die zwischen ihnen befindliche Wellerung vor Schlagregen zu schützen, vollzieht also hier in jeder Weise die Aufgabe der Füllbretter.

Die Decken selbst bestehen wie im Norden aus parallelen Balken mit eingefügter Wellerung, die ihre obere Hälfte ausfüllt, so dass die untere behufs Aufnahme von farbigem und plastischem Schmuck, dem Auge sichtbar bleibt. Jene Decken aber, an welchen eine engere Lagerung der Balken beliebt war, dienten zur Ausbildung von Kassetten. In beiden Fällen schlossen die Gefache unten mit gehobelten und profilierten Brettern ab. Balkendecken größerer Räume erhielten zur weiteren Stützung Unterzüge.

3. Dach- und Giebelbildung.

Die Konstruktion des Dachstuhls stimmt im wesentlichen mit dem norddeutschen überein. Hier wie dort bilden mehrere Kehlbalkenlagen die Hauptglieder; um der Gefahr der Durchbiegung zu begegnen, erheischt die beträchtliche Länge der unteren Kehlbalken eigene Längsträger zu ihrer Unterstützung und diese wiederum freistehender Pfosten; außerdem verstärken Büge und Winkelbänder sowohl in der Längs-, als auch in der Querrichtung ihren Verband. Die Sparren setzen sich mittelst Zapfen und Verzahnung in die Dachbalken ein und tragen an ihrem unteren Ende Aufschieblinge; diese ruhen jedoch nicht wie in Niedersachsen auf einer besonderen Dachschwelle (s. Band I, Fig. 15), sondern sind den Dachbalkenenden direkt angeplattet. Infolgedessen unterbleibt die Vorkragung des Dachgeschosses und die Dachfläche selbst ladet bei weitem nicht so weit aus, als man es im Norden zu thun gewohnt war. Die norddeutsche Lösung mit vorgekrager Dachschwelle hat einzelne Vertreter im Osten, insbesondere im Riesengebirge aufzuweisen.

Wie es die Stellung des Hauses nicht anders mit sich bringen konnte, wurde vorzugsweise auf Ausbildung des Giebels großer Wert gelegt, an ihm entwickeln sich in reicher Mannigfaltigkeit alle möglichen Konstruktionen, die sowohl einer zeitlichen als auch örtlichen Scheidung bedürfen.

Die ältere Form war die eines steil ansteigenden gleichschenkeligen Dreiecks mit weit vorspringendem Dache (s. Fig. 17), die Giebelfläche erscheint hierdurch entweder ganz schlicht oder setzt sich aus mehreren einander vorgekragten Geschossen zusammen.

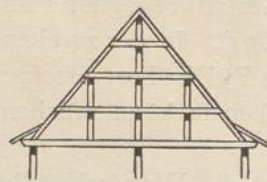


Fig. 11.

Anfangs des 16. Jahrhunderts verschwindet im südwestlichen Deutschland die obere Wandfläche der Giebelseite und räumt ihren Platz einer Abwalmung ein. Ursprünglich schloss diese rechteckig ab, ohne das obere Walmdreieck mehr als die anderen Dachflächen aus der Giebelwand hervortreten zu lassen (s. Fig. 2), später verwandelt sie sich, wie vorzugsweise in Nürnberg, in einen baldachinähnlichen Ausbau von halber sechseckiger oder achteckiger Grundform, der sich frei von der Giebel-

fläche abhebt und sie gleichsam als Haube abschließt (s. Fig. 12). Anlass zu dieser Umbildung mögen wohl ältere Windenvorrichtungen gegeben haben, welche sich an dieser Stelle dem vorkragenden Firstbalken einfügten und einer Verdachung bedurften; nachdem indessen einmal ihre vorzügliche malerische Wirkung erkannt war, trug man kein Bedenken, sie auch ausschließlich zu dekorativen Zwecken zu verwenden. Ihre

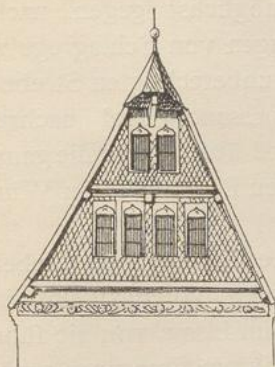


Fig. 12.



Fig. 13.

Spitze bildet gleichzeitig den Abschluss der Firstlinie; die Verdachung erfolgt bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts in Gestalt eines halben Zeltdaches mit geraden Ebenen, um sich später in geschweifte Flächen zu verwandeln (s. Fig. 13).

Mit Ausnahme der Grenzgebiete war von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab diese wirkungsvolle Giebelendigung über das ganze süddeutsche Ständerbauggebiet allgemein verbreitet; am Main, Rhein und im Moselthal liebte man es, sie als pyramidal aufsteigendes halbes Sechseck in Gebrauch zu nehmen, in Nürnberg hin und wieder auch als halbes Achteck von nicht selten beträchtlichem Umfang; dort bildeten Schiefer, hier Hohlziegel das Deckmaterial. Die Konstruktion der Giebelbaldachine besteht aus kleineren von vorspringenden Stichbalken getragenen Gratsparren und eingefügten Riegelhölzern mit unterer Bretterschalung.

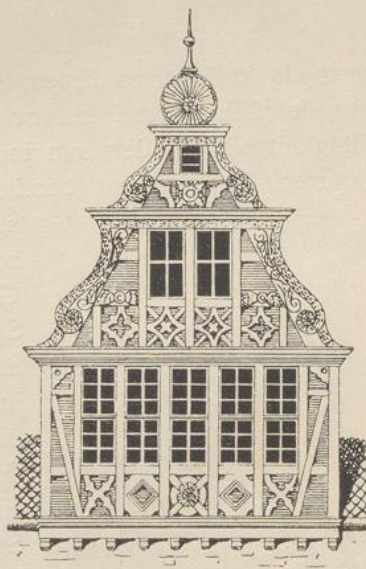


Fig. 14.

In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts vollzieht sich eine weitere weniger glückliche Gestaltung des Giebelfeldes, fortan begrenzt man es nicht mehr durch vorspringende schräge Dachflächen, sondern lässt umgekehrt die Giebelfläche über jene hinausragen und in geschweiften Linien enden (s. Fig. 14). In dieser Konstruktion, welche dekorativen Gründen ihre Entstehung verdankt,

macht sich wieder die für eine gesunde Holzarchitektur so verderbliche Sucht, Gliederungen des Steinbaues nachzuahmen, in bedenklichster Weise geltend. Ob die Befriedigung dieser übel angebrachten Dekorationslust zum Vorteil oder Nachteil der Konstruktion ausfiel, kam nicht weiter in Betracht; man vergaß ganz die Bedeutung der weit vorspringenden Dachanlagen und missachtete mit die wichtigsten Regeln der Holzbaukunst.

Unbedacht gab man das Gebot, alle Holzflächen möglichst gegen nachteilige Wirkungen von Schlagrege zu schützen, dem unberechtigten Streben, steinerne Renaissancegiebel nachzubilden, preis und überlieferte die ganze Giebelfläche den Einflüssen von Wind und Wetter.

Eine dritte Gattung von Giebelbildungen kommt vorzugsweise im Moselthal und im Elsass vor, sie führt uns, wenn wir ihrem Ursprunge nachspüren, in die Schweiz. Zum Schutze der Wand schiebt sich das Dach weit über die Giebelfläche hinaus, um mittelst herabhängender oder stehender Konstruktionen sichtbar unterstützt zu werden. Einem freiliegenden Sparren-

paar als Auflager zu dienen, treten die Wandrahmenbalken der Längsseite aus der Giebelwand hervor und erhalten zur Verstärkung ihrer Tragfähigkeit Kopfbänder; um indessen den Sparren für ihre Verapfung ein faserrechtes Lager zu bereiten und gleichzeitig die Aufschieblinge zu

stützen, liegen auf den Wandrahmenbalken zunächst die Endstücke einer unterbrochenen Giebelschwelle. Oben schließten sich die Sparren einer Hängesäule oder Helmstange an, die ihrerseits entweder, wie in Fig. 15, in einem vorspringenden Längsträger und darunter geschobenem Kopfband ihren Halt findet, oder wie in Fig. 16, frei endet. Im ersten Falle überplattet die Hängesäule einen Spannriegel und gewährt zwei kleinen, den letzteren scheinbar tragenden Schrägstreben Gelegenheit zur Versatzung, im zweiten Falle vermittelt den Verband der Sparren, Schrägstreben und der Helmstange eine Zange. Bogenförmige Ausschnitte und allerlei kleinere Strebenstücke ersetzen das dekorative Schnitzornament und verleihen dem Holzwerk stellenweise das Äußere von gotischen Spitzbögen und Dreipässen.

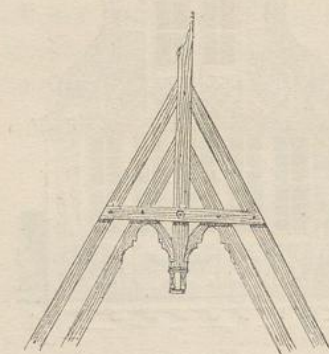


Fig. 16.

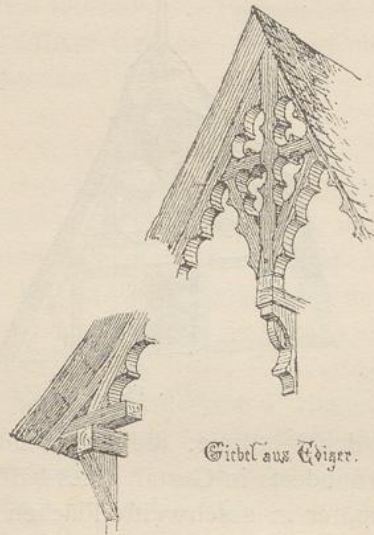


Fig. 15.

Giebel aus Ediger.

Aus diesen beiden Grundformen lässt sich eine Reihe verschiedenartigster Motive herleiten und vertritt diese Gruppe eine der wirksamsten und stilgerechtesten Zierweisen der gesamten Holzarchitektur; der Gedanke ihrer Ausbildung entspringt einem gesunden Gefühl und bemüht sich, die Dekoration mit den Eigenschaften des Holzes in Einklang zu bringen. Am häufigsten begegnet man ähnlichen Giebelkonstruktionen im Elsass, vereinzelt und vereinfacht wohl auch in Franken; der Zeit nach gehören sie der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts an. Berücksichtigt man, dass sie verhältnismäßig nur sparsam in den süddeutschen Gruppen vertreten sind, sowie dass sie in der Schweiz nicht nur den Ständerbauten des 15. und 16. Jahrhunderts angehören, sondern selbst heute noch mit Vorliebe verwendet werden, so wird man mit ziemlicher Sicherheit die Schweiz als ihre eigentliche Heimat erkennen, von wo aus sie in das benachbarte Süddeutschland hinübergewandert sein dürften.

4. Eckbildung.

Die Aufgabe, die Konstruktionsglieder zweier benachbarten Hausseiten an der Ecke in organischen Zusammenhang zu bringen, wurde in Süddeutschland sehr verschiedenartig gelöst. Jene Ständerbauten, welche sich zur Stützung ihrer vorgekragten Geschosse Kopfbänder bedienten, ahmten mit

Vorliebe das norddeutsche Schema, soweit es sich um die Anordnung der drei über Eck gestellten Kopfbänder handelt, nach. So lange die Balkenköpfe an den älteren Bauten noch nicht verschalt wurden, traten sie über dem Eckständer zu je drei gepaart hervor und wurden von drei ihren Richtungen angepassten Kopfbändern unterstützt, wobei, da sie in gleicher Höhe liegen, zwei von ihnen durch Stichbalken ausgeführt werden mussten. Soweit wäre also die norddeutsche Lösung nachgebildet; den weiteren gesetzmässigen Aufbau der Wand hingegen, hinderte die herrschende Regellosigkeit der Ständerverteilung und veranlasste an dem höher gelegenen Eckständer die nämliche Kopfband- und Balkenkopfgruppierung. Ein Beispiel hierfür gibt uns das in Fig. 17 dargestellte ehemalige Fischer'sche

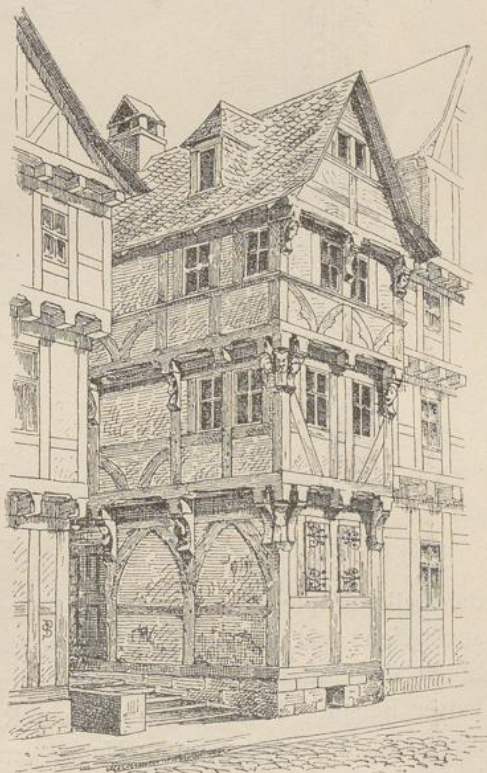


Fig. 17.

Haus in Marburg, dessen Abbildung wir Herrn Regierungsrat Cuno verdanken; es gehört unserer Schätzung nach der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an, und vertritt in vortrefflichster Weise das Schema des gleichzeitig norddeutschen und süddeutschen Einflüssen unterworfenen Ständerhauses des hessischen Grenzgebietes (im Jahre 1866 wurde es abgebrochen).

Dieselbe Lösung mit den drei Kopfbändern erhielt sich aber auch noch dann, als bereits das Prinzip der Balkenverschalung Anwendung fand. War das weitere Aufbaueschema schon zu jener Zeit, in welcher

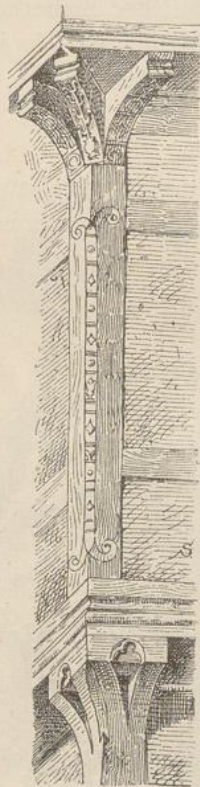


Fig. 18.

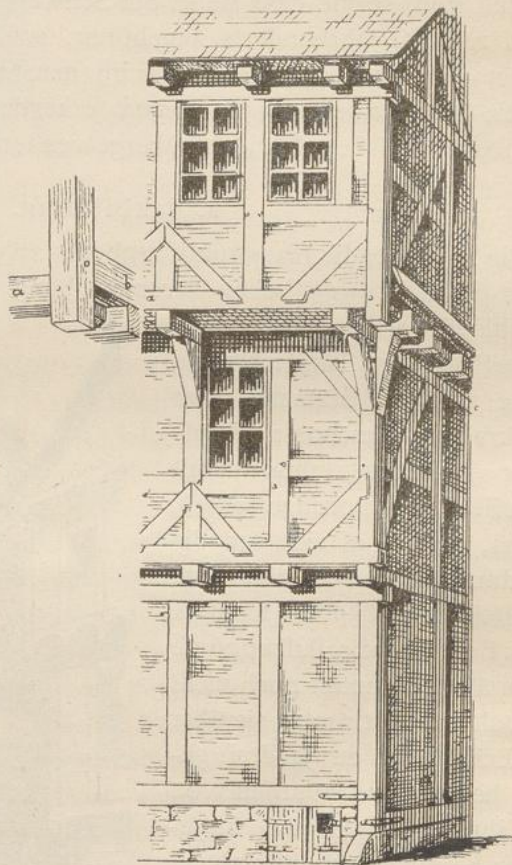


Fig. 19.

die Balkenköpfe noch sichtbar blieben, mit der Schwelle unterbrochen, so lag jetzt erst recht kein Anlass vor, die schwach angedeuteten Vertikallinien des unteren Ständers oben durch drei benachbarte fortzuführen. Unser Beispiel, Fig. 18, gehört dem Rückgebäude des Römers zu Frankfurt a. M., dem sogenannten Hause »zum Nyde« und der Zeit um 1520 an. Vor einigen Jahren ermöglichte seine damals erfolgte Renovierung die Aufnahme der Ecke; gegenwärtig bedeckt sie wieder ein grauer Verputz.

Fand die Auskragung der Geschosse nur nach einer Seite statt, so fiel die kompliziertere Ecklösung weg; man begnügte sich dann, ohne der Seitenfläche irgend welche Beachtung zu schenken, mit einem Kopfbande.

Eine gänzlich vereinzelte Konstruktion, welche die Ungebundenheit der süddeutschen Wandteilung auch auf die Ecke überträgt, bringen wir in Fig. 19, zur Darstellung; sie ist einem dem Rathause in Alsfeld ziemlich nahe gelegenen Eckhause entnommen und mag, weil die Riegelbänder noch in dem älteren Verband die Ständer und Schwellen sichtbar überplatten, etwa der Mitte des 15. Jahrhunderts angehören. Von den drei Hauptgeschossen des genannten Gebäudes kragt nur das oberste nach beiden Seiten aus, seine Balkenlage streicht parallel zur Langseite und findet in dem Rahmholzbalken der Giebelseite ihr Lagerholz. Da nun der äußerste vorgeschobene Hauptbalken (a) gleichzeitig die Schwelle der vorgekragten Längswand bildet, während die Schwelle der Giebelwand (b) über der eigentlichen Balkenlage liegt, so tritt hier der Fall ein, dass die Schwellen zweier benachbarten Wandseiten sich in ungleicher Höhe befinden. Statt nun sie sich kreuzen zu lassen und ihnen den Eckständer aufzustellen, verlängerte man letzteren, liefs sein Ende freischweben, und zapfte ihm die Schwellen zu beiden Seiten ein. Da ferner das über den unteren Eckständer vorkragende Rahmholz der Giebelwand, sowie der darauf gelagerte zweite Hauptbalken noch durch Kopfbänder gegen den Eckständer abgestützt werden, so ergaben sich als weitere Unregelmäßigkeit zwei Kopfbänder von ungleicher Länge. Wir fügen unserer Beschreibung noch hinzu, dass die Giebelwandschwelle (b) ein schrägestelltes Schutzblech deckt, sowie dass die Langseitenschwelle (a) von dem verlängerten Wandrahmenholz (c) der Giebelseite und einigen anderen vorkragenden Unterzügen getragen wird.

Als wirksame Illustration, wie weit die Gesetzlosigkeit im süddeutschen Ständerbau ging, findet sich an dem nämlichen Gebäude, ein Stockwerk tiefer, noch eine andere Eckkonstruktion. Hierselbst ward das Gebälk parallel zur Giebelseite gelagert und kragt das Geschoss dem entsprechend nur an der Langseite vor. Der äußerste Hauptbalken liegt bündig mit der Giebelwand und dient sowohl als Wandrahmenholz für das untere Geschoss, wie auch als Schwelle für das obere. Die drei an dieser Stelle sich überkreuzenden horizontalen Rahmhölzer und Schwellen kragen hierbei je über das darunter liegende Holzstück hinaus, so dass nach der einen Seite zwei Balkenstumpfen aus der Mauerfläche vortreten, nach der anderen Seite einer mit dem höher gelegenen Geschoss bündig wird. Die Sohl-schwellen zapfen sich wieder in ungleichen Höhen dem Eckständer an.

Wir sind damit in das Gebiet der Eckkonstruktionen ohne Kopfbänder übergetreten. Ähnliche Eckbildungen kommen bis in das 16. Jahrhundert vor; in Fig. 20 ist beispielsweise eine solche aus Alsfeld wiedergegeben, an welcher eine Geschossvorkragung überhaupt nicht stattfindet; hier stehen die Ständer in lotrechten Linien und sind auf beiden Seiten bündig. Um haltbare Holzverbindungen zu erzielen, treten



Fig. 20.

die Balkenenden über ihre Unterlage hinaus; sie gegen Schlagregen zu schützen, wurden ihnen Verdachungen durch kleine, schräg gestellte Holzschindeln vorgesetzt. Augenscheinlich liegen hier die nämlichen Motive vor, welche der Entwicklung des norddeutschen Vorkragungsprinzips Vorschub leisteten (s. Band I, S. 14), da man sicherlich nicht aus dekorativen Gründen die Balkenstumpfen aus der Wandfläche vortreten liefs. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kam diese Art Konstruktion außer Gebrauch, oder verschwand hinter einer Verschalung.

Ein anderer Eckaufbau mit Geschossvorkragung ohne Kopfbänder und Verschalung, der auch noch einer verhältnismäßig frühen Periode angehört, begegnet uns an dem 1512 erbauten Rathause von Alsfeld (s. Fig. 21). Wie in den früheren Fällen, ist auch an diesem Beispiel der Ständerstellung kein Wert beigelegt. Da die Schwellen und Balkenköpfe in gleichen Höhen liegen, mussten auf der einen Gebäudeseite Stichbalken zur Verwendung zu gelangen; die den Schwellen einge-

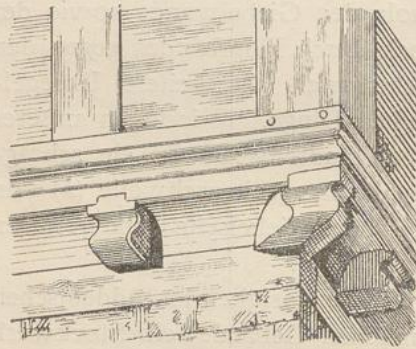


Fig. 21.

schnittenen Profile sind bis zur Ecke durchgeführt und enden hier auf Gehung, welche sich auch auf den Eckbalkenkopf erstreckt. Auf solche Weise ist die Kontinuität der Ecklinie hergestellt und diese selbst scharf hervorgehoben.

Das nämliche Schema befolgen fortan sämtliche Ecken freistehender Ständerbauten; blieben die Balkenköpfe sichtbar, so bediente man sich zur Ausfüllung ihrer Zwischenräume Füllhölzer nebst anschließender Profilierung, wurden sie mit Bohlen verschalt, so gehen die jenen eingestochenen Profile in gleicher Höhe von der einen Gebäudeseite auf die andere über; immer, wenn auch Schiefer- oder Blechverkleidung an die Stelle der Verschalung tritt, bleibt die Ecke an der Vorkragung scharfkantig.

Als hervorragendes Charakteristicum der süddeutschen Bauweise für die Zeit nach 1520 kann die äußere Ausstattung des Eckständers durch Schnitzwerk aller Art gelten. Breiter als alle übrigen, wird er, wenn auch sonst an dem Hause keine weiteren Zierraten zu finden sind, von plastischem Bildwerk oder architektonischen Gliederungen überzogen und an seiner Eckkante stellenweise unterbrochen. Es bürgerte sich an ihm eine Reihe eigenartiger Motive ein, welche mit großer Beharrlichkeit in dem ganzen süddeutschen Gebiete immer und immer wiederkehren, ohne auch nur einmal im Norden angetroffen zu werden. Wir gehen nicht zu weit, um seine Bedeutung für die süddeutsche Holzarchitektur zu kennzeichnen, ihn als den Vertreter der norddeutschen Schwelle zu bezeichnen. In Straßburg hat sogar ein Eckgebäude am Domplatz — das weitaus

hervorragendste Fachwerksgebäude Süddeutschlands — um figürlichen Darstellungen noch mehr Raum zu schaffen, jedem Eckständer zu beiden Seiten einen weiteren Ständer beigefügt und so eine ansehnliche zusammenhängende Holzfläche hergestellt. Es fällt dies hier um so mehr auf, als die Schwellen und Balkenlagen nur schmucklose Bohlen verschalen, die in jüngster Zeit, wahrscheinlich als Ersatz einer ehemaligen Schieferverdachung, mit schrägen Blechen überzogen sind.

5. Fenster, Thüren, Windeluken und andere Öffnungen.

In der süddeutschen Holzarchitektur spielt die Fensterkonstruktion durch ihre Eigenart eine wichtige Rolle. Wir machten schon in der Einleitung, bei der Beschreibung des ältesten Ständerhauses, auf den Umstand aufmerksam, dass die Verteilung der Fenster und Lichtöffnungen nicht von dem Rahmwerk und den Fenstern beeinflusst wurde, sondern sich nur den Bedürfnissen des Innenraumes anpasste. Die gleiche Tendenz weiter ausgesponnen finden wir an der Hofseite eines dem 15. Jahrhundert angehörenden Nürnberger Patrizierhauses, Winklerstraße No. 15, zum fertigen Schema herangebildet (s. Fig. 56), und wenige Jahrzehnte später, in der Mitte des 16. Jahrhunderts, tritt es in ganz Süddeutschland auf.

Das Wesentliche dieses Schemas besteht darin, dass an Stelle der in der norddeutschen Holzbaukunst gebräuchlichen Fensterlatte eine Fensterbankschwelle als Trägerin einer für sich abgeschlossenen vorgeschobenen Wandfläche mit Ständer und Rahmbalken (s. Fig. 22) tritt.

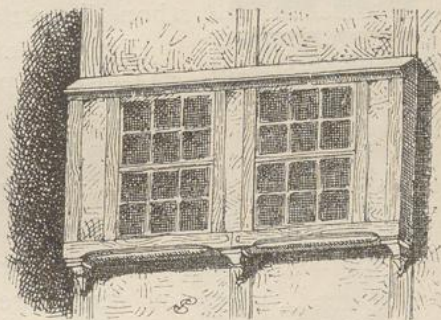


Fig. 22.

Wir haben es hier mit einer regelrechten Vorkragung zu thun, der weiter nichts fehlt, als konstruktive Begründung und Berechtigung. Schlösse diese Vorkragung seitwärts nicht mit Ständern und oben durch eine Verdachung ab, so könnte man wirklich irre geführt werden und eine Geschossvorkragung mit tief herabgehenden Fenstern vermuten, denn selbst Nachbildungen von Balkenköpfen und Kopfbändern treten an ihnen auf.

Deutlich genug macht sich hier das Bestreben bemerkbar, der prächtigen Wirkung der norddeutschen Geschossvorkragungen nicht verlustig zu gehen und da man sie den Stockwerksabschlüssen nicht einzufragen verstand, so versuchte man es mit selbständigen vorgeschobenen Anbauten. Diese Art Fensterbildung ist so charakteristisch, dass sie als hervorragendes Merkmal der süddeutschen Holzarchitektur für das gesamte 16. und 17. Jahrhundert gelten kann, ohne indessen solches Allgemeingut zu werden, dass man sie an allen Ständerbauten jener Zeit erwarten dürfte. Wechselt auch das Umrahmungsornament und die Architekturgliederung

der vorgekragten Fensterreihen mit dem jeweiligen Zeitgeschmack, so tastet doch kein Zeitalter, so lange sie überhaupt bestehen, ihre Konstruktion an.

Was diese betrifft, so haben wir an ihr zwei verschiedene Grundformen zu unterscheiden: entweder gehören die vorgeschobenen Ständer-
teile den Wandständern an, d. h. sie sind ihnen angeschnitzt (s. Fig. 23),



Fig. 23.

oder aber sie sind ihnen vorgesetzt und bilden für sich abgeschlossene Gewändepfosten (s. Fig. 24). Im ersten Falle erleiden die Ständer durch die Fensterbankschwelle keine Unterbrechung und wird letztere ihren vorspringenden Teilen nur eingezapft; im andern Falle hat man es mit Scheinständern zu thun, welche in der freiliegenden Fensterbank-



Fig. 24.

schwelle ihr Auflager finden. An den Kopfbandnachahmungen hingegen bilden die den Ständern angeschnitzten Träger Scheinstützen, während sie unter den ununterbrochenen Fensterbankschwellen des zweiten Konstruktionssystems zu wirklichen Stützen werden. Beide Lösungen kommen neben einander vor, wenn schon die letztere die ältere zu sein scheint.

Eine andere Fensterkonstruktion, welche dem süddeutschen Prinzip gemäß, zwar auch eine selbstständige der Hauptwand vorgesetzte Umrahmung besitzt, allein nur aus schmalen profilierten Latten besteht (s. Fig. 25), hat uns das Alsfelder Rathaus überliefert. Der hier befolgten Anordnung unterliegt insofern ein konstruktiver Kern, als es eine Führung für den verschiebbaren Fensterladen herzustellen galt. Wie

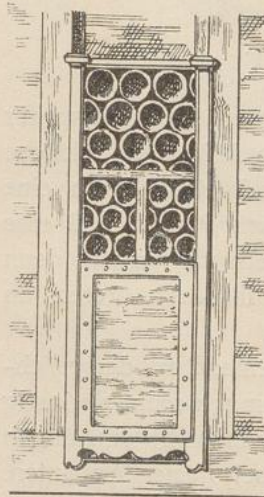


Fig. 25.

an den älteren Anlagen der Schweizer Urkantone und des Schwarzwaldes*), werden nämlich die Laden mittelst einer innen angebrachten Schnur von unten nach oben gezogen.

Die Futterrahmen von Fenstern ohne dekorative Zuthaten oder Vorkragungen fügte man für gewöhnlich direkt dem Fachwerk ein, an kleineren rundbogig abgeschlossenen Lichtöffnungen, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts überall vereinzelt auftreten (unser Beispiel ist aus Königstein im Taunus), kommt es aber auch vor, dass, wie in Fig. 26, eigene Sturzriegel eingeschaltet und mit den benachbarten Ständern verzapft werden; waren hierbei die Öffnungen zu schmal, um sich der Wandständer als Gewändepfosten zu bedienen, so fügte man solche nach Bedürfnis der oberen Wandhälfte ein.

*) S. Gladbach, Die Holzarchitektur der Schweiz, II. Aufl. S. 105. Eisenlohr, Die Holzbauten des Schwarzwaldes.

Die Thüren stehen in ihrer äußeren Form den norddeutschen sehr nahe. Der Spitzbogen als Thürsturz beschränkt sich nicht nur auf die Zeit der gotischen Formenwelt, sondern erstreckt sich auch, wie es unsere beiden Beispiele Fig. 27 und 28 aus Homberg und Treysa beweisen, über das 16. Jahrhundert hinaus bis tief in das 17te. Man darf indessen diesem vereinzelt Vorkommen nicht allzu großen Wert beilegen, obige Beispiele vertreten eigentlich mehr vereinzelte Nachzügler; im allgemeinen dauert die Herrschaft der Spitzbogenthür nicht länger als bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts; seiner spätgotischen Abart, dem Vorhangbogen, begegnet man auf Thürsturzbalken nur ausnahmsweise, noch seltener an Fenstern.



Fig. 26.

In der Konstruktion weicht das süddeutsche Schema insofern von dem norddeutschen ab, als seine Ständer nicht bis zum Rahmholz reichen, sondern mit dem Sturzbalken abschließen. Auch hierin macht sich also die Ungebundenheit der Anlage bemerkbar. Man war nicht gezwungen, die Thür feststehenden Ständern anzupassen, konnte vielmehr vermöge des Rahmholzes die zur Thürkonstruktion erforderlichen Hölzer ganz nach Gutdünken und Bequemlichkeit dem Fachwerksgerippe einfügen. Infolge dessen haben die Thürständer nur den Sturzbalken zu tragen, was entweder, wie in Fig. 27, durch horizontale, oder aber, wie in Fig. 28, durch schräge Auflagerung geschieht; im ersten Falle bewirken Zapfen die Verbindung, im zweiten werden Sturzbalken und Ständer auf Gehrung zugeschnitten. Im übrigen bleibt die Konstruktion die nämliche, wie wir sie eingehender bereits auf S. 19, B. I, beschrieben: der Scheitel des Spitzbogens liegt in der Mitte des Sturzbalkens, seine Verbindung mit den Kämpfern stellen kleinere Dreiecke her.

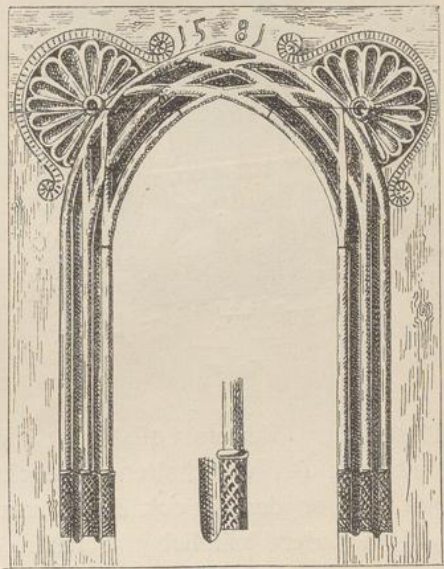


Fig. 27.

Die Thürflügel zierte in der Regel reiches Schmiedewerk, gegen dessen Reichhaltigkeit eine Umrahmungs-Profilierung der Gefache wenig in Betracht kommt. Nicht selten verlieh man ihnen die schon auf S. 7 erwähnte Zweiteilung, eine Höhentheilung, wie sie Fig. 28 näher veranschaulicht.

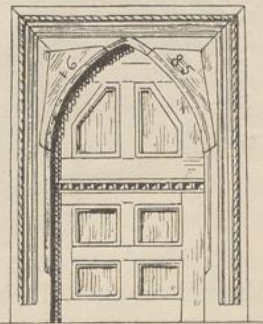


Fig. 28.

Von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab treten Thüröffnungen mit rechteckiger Umrahmung nebst Säulen- oder Pilastervorbauten mehr in den Vordergrund. Die nämliche Gliederung findet auch an den Arkadenöffnungen vieler Nürnberger Hofgalerien Anwendung und erreicht hier ihre vollkommenste Entwicklung; auf die nähere Beschreibung ihrer Einzelformen kommen wir in dem nächsten Abschnitt eingehender zurück.

Recht interessante Konstruktionen und mitunter auch höchst malerische Anlagen bieten die Windeluken, welche stets, mag das Gebäude massiv sein oder aus Fachwerk bestehen, von Holz sind. In Nürnberg bildeten sie sich zu einer heimischen Spezialität heran, die in enger Verwandtschaft zu den dortigen Dacherkertürmchen steht. Fig. 29 bringt hierzu ein Beispiel aus der Augustinerstrasse No. 11 vom Jahre 1551. Als viereckiger Grundbau durchdringt dasselbe die Dachfläche, um von einer weit vorgeschobenen, als halbes Sechseck endenden Platte mit entsprechender Verdachung abgeschlossen zu werden. Die Winderolle liegt innerhalb dieses Raumes und ist den Blicken des Beschauers wie auch den Ein-

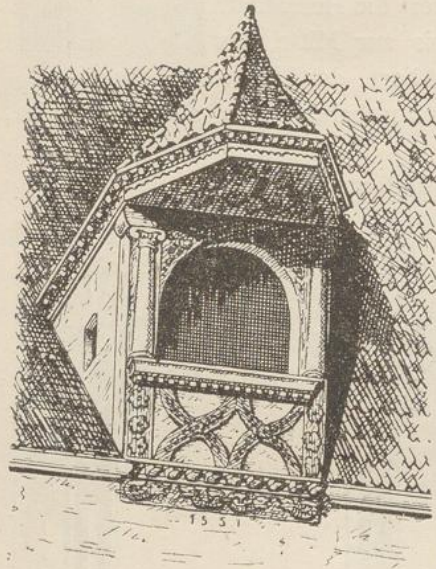


Fig. 29.

flüssen des Wetters vollständig entzogen; eine schmale Öffnung in der Unterseite der verschalteten Verdachung dient zur Beförderung des Seiles und lässt so den Zweck dieses anmutigen Dachanbaues erraten.

Nach dem nämlichen Schema, wenn auch nicht immer mit gleicher dekorativer Ausstattung sind sämtliche Windeluken Nürnbergs aufgeführt; am Rhein und im westlichen Süddeutschland fehlt die vorspringende Verdachung, dafür schließt die Luke oben mit einem dreieckigen oder geschweiften Giebfelde ab (s. Fig. 30). Da hierdurch die Winderolle dem Wechsel der Witterung ausgesetzt würde, so verband man sie hier nicht mit einem Träger, sondern befestigte sie erst vor jedesmaligem Gebrauch an einem vorgeschobenen Balken. Zwei reizende Windeluken, deren konstruktiver Aufbau gleichzeitig dekorativen Zwecken dient, geben die Fig. 31 und 32 aus dem Moselthale von Vinningen und Alken. Auch sie schlossen mit dreieckigen Giebfeldern ab; als Stütze ihrer Sparren durchkreuzen sich zwei Schubstreben, welche mit jenen parallel laufen und gleich ihnen sich auf das kleine



Fig. 30.

Dachgebälk stützen. Die eigentliche Lukenöffnung ist rundbogig geschlossen und in derselben Konstruktion wie die Spitzbogenthüren gehalten (s. S. 23); in Fig. 31 schließt sich der Rundbogen direkt der Giebelschwelle an, in Fig. 32 trennt es ein offener Raum von jener; desgleichen liegt auch das Giebelfeld offen, was die konstruktive Gliederung noch schärfer hervortreten lässt.

6. Erker, Chörlein und Erkertürmchen.

Eine der schönsten Zierden und bemerkenswertesten Eigentümlichkeiten des süddeutschen Holzbaustils besteht in der frühzeitigen und vielgestaltigen Anwendung kleiner An- und Ausbauten, wie Erker, Chörlein, Ecktürmchen, Lugaus und Dacherkertürmchen. Waren im Norden, mit Ausnahme der späten Nachblüte der Quedlinburger Gruppe, vieleckige der Gebäudeaufsseite angefügte Erkervorbauten so gut wie ganz ausgeschlossen und erwirkten sich dort rechteckige von der Straßensehleh

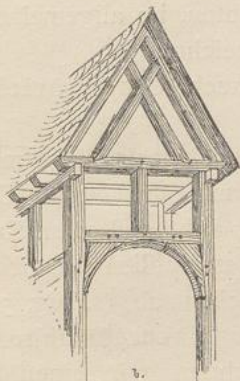


Fig. 31.



Fig. 32.

aufgeführte Ausluchten erst von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab nach und nach Eingang, so steht dem gegenüber im Süden eine etwa hundert Jahre frühere Anwendung solcher reizvoller das Gebäude seitlich in Gruppen teilenden An- und Vorbauten.

Schon in dem Kassel nahen Homberg in Niederhessen, einem der nördlichsten Städtchen des Grenzgebietes, war ihr Gebrauch 1480 eingeführt; noch etwas früher mögen sie sich in Nürnberg und anderen Städten eingebürgert haben und nicht wenig Schuld daran tragen, dass man in der süddeutschen Holzarchitektur der Detailbildung wenig Wert beilegte. Infolge ihrer mannigfaltigen Grundformen in Verbindung mit einer gewissen Gesetzlosigkeit verleihen sie den von ihnen besetzten Gebäuden einen gar vielseitigen Reiz. Ohne sich an eine bestimmte Schablone zu binden, nehmen sie bald eine eckige, bald eine runde Gestalt an; bald lehnen sie sich einer Kante, bald irgend einer Wandseite an, auch die eintönigen Dachflächen werden durch sie unterbrochen und belebt, kurz, man befeilsigte sich in jeder Weise, die malerische Wirkung der Bauten möglichst zu steigern und reiche Abwechselung in ihrer Gruppierung herbeizuführen.

Die Gruppenarchitektur spielt im Süden eine wichtige Rolle und lässt die dortigen Bürgerhäuser heiterer und anmutiger erscheinen als die norddeutschen Ständerbauten, welchen dafür andererseits eine um so grössere Ordnung innewohnt. Mag daher auch Nürnberg mit seinen vielgestaltigen Erkertürmchen und Chörlein einen bestechenderen Reiz auf den Beschauer ausüben, als sein nordischer Rivale, Hildesheim, so ist dieser, was Einzelformen und strenge Gliederung betrifft, ihm doch weit überlegen.

Die in Rede stehenden Anbauten haben wir sowohl nach ihrer äusseren Gestalt, als auch nach ihrer Stellung zum Gebäude in verschiedene Gruppen zu klassifizieren. In Beziehung auf ihre Form unterscheiden wir:

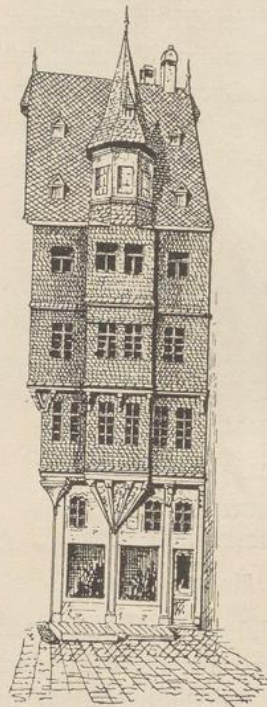


Fig. 33.

1. Rechteckige Vorbauten, ihrer norddeutschen Bezeichnung »Auslucht« entsprechend, führen sie den Namen »Lugaus«;

2. polygonale Ausbauten, im allgemeinen mit Erker oder Chörlein bezeichnet;

3. runde Ausbauten, auch Rundchörlein genannt.

Das Lugaus erstreckt sich meist über mehrere Geschosse, steigt entweder mit seiner vollen Grundfläche von unten auf oder ruht auf einer Konsole des steinernen Erdgeschosses; schliesst es oben mit einem selbständigen Türmchen ab (s. Fig. 33), so fällt es in die Kategorie der Erkertürmchen.

Mit Chörlein bezeichnen wir einen polygonalen Anbau, wenn er auf einer Konsole ruht, sich nur über ein Geschoss erstreckt und oben mit einem halben Zeltdach endet; Erker nennen wir ihn dagegen, wenn er an der Straßensohle beginnt, und Erkerturm, wenn er oben mit einem vollständigen Zeltdach unabhängig vom Hauptdache abschliesst.

Hinsichtlich ihrer Stellung zum Gebäude behalten die oben hergezählten Erkerarten ihre Benennung bei, wenn sie einer Wandfläche vorgesetzt sind; fügen sie sich einer Ecke an, so wird das Chörlein zum Eckchor, das Erkertürmchen zum Ecktürmchen und der Erker zum Eckerker; durchbrechen sie die Dachfläche, so führen sie den Namen Dacherker, wenn ihre Giebelspitze durch eine horizontale Gratlinie mit dem Hauptdache verbunden ist und schliesslich Dacherkertürmchen, wenn ein Zeltdach sie bekrönt. Dachreiter kommen nur ganz ausnahmsweise an Profanbauten vor.

Wenige Ausnahmen abgerechnet, reicht ihr Unterbau nicht bis zur Straßensohle; die grosse Mehrzahl der verschiedenen Erkerarten — abgesehen natürlich von den Dachausbauten — stützt sich auf eine Konsole oder einen Kragstein, in den die einzelnen Kanten zusammenlaufen.

Fehlt das steinerne Untergeschoss, so tritt an Stelle des Knaufsteines ein Ständeraufsatz, oder die Stützung erfolgt wie in Fig. 39 durch Kopfbänder in Gestalt von Streben, von denen jedes sich einem besonderen Ständer anfügt. In späterer Zeit, im 17. Jahrhundert, pflegte man diese Stützen durch geschweifte Brettstücke zu verkleiden und den ganzen Ausbau mittelst eines entsprechenden Farbenanstrichs mit dem Material des Hauptbaues in Einklang zu bringen.

Während die Chörlein, wie in Nürnberg, in den meisten Fällen massiven Gebäuden angebaut sind und als hölzerne Bestandteile steinerer Wohnhäuser eigentlich erst in zweiter Linie für den Holzbau in Frage kommen, treten die Erker, Lugaus, Rund- und Eckchörlein, sowie Ecktürmchen mehr an Ständerbauten auf, mit denen sie sich sowohl konstruktiv als auch architektonisch eng verbinden. Da ihr konstruktives Gerippe im großen und ganzen einem Schema einverleibt werden kann, so beschränken wir uns auf die eingehendere Beschreibung eines Beispiels und fügen, soweit es geboten scheint, abweichende Einzelheiten anderer Erker-typen später hinzu. Wir wählen zu diesem Zweck den ältesten uns bekannten Erker Ausbau, das Ecklugaus an dem 1480 errichteten Gasthause zur Krone in Homberg (Niederhessen), Fig. 34.

Nach Art der norddeutschen Eckbildung vorgekragter Geschosse, erheben sich von seinem unteren Pfosten drei regelrechte Kopfbänder. Sie stützen drei über dem Eckständer sich vereinigende Stichbalken, von welchen die beiden äußeren die Kanten des Lugaus ansetzen, während der innere das vordere Schwellenstück tragen hilft. Der so gebildeten Vorderseite schließsen sich die beiden Nebenseiten rechtwinkelig an, indem sie ihre Verbindung mit dem Hauptbau durch Wandständer finden. Nachdem aber einmal die Grundform für den Ausbau geschaffen war, ergab sich die Wandbildung von selbst; Eckständer bilden die Kanten, Rahmhölzer und auf Gehrung zugeschnittene Fensterprofil-Latten stellen den erforderlichen Quer- resp. Zangenverband her, während geschweifte Riegelbänder ihnen weiteren Halt verleihen. Wie das gesamte darüber liegende Stock-

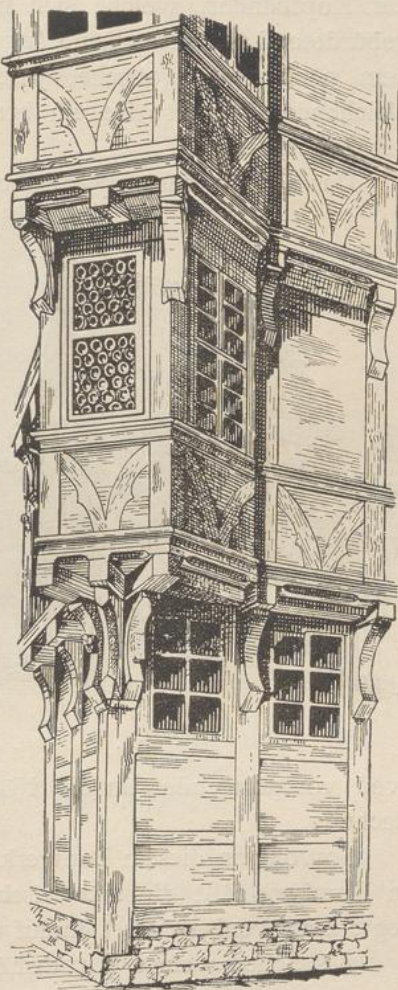


Fig. 34.

werk, kragt auch das oben breiter werdende Lugaus über seinen unteren Teil hervor; hier vermittelt aber nur ein schräg gestelltes Kopfband die Eckbildung, wogegen der die Schwellenmitte unterstützende Stichbalken des darunter befindlichen Fensters halber ohne Unterstützung bleibt. Oben schließt sich gegenwärtig der Vorbau dem Hauptdache schlicht an; ursprünglich wird ihn wohl ein eigener Helm gekrönt haben. Das Gerüste des ganzen Erkerbaues ist aber nicht allein konstruktiv richtig zusammengefügt, es wirkt auch dekorativ durch die glückliche Verteilung der Kopfbänder, welche sich nach unten, entsprechend der ihnen aufgebürdeten Last, zusammendrängen. Das genannte Gebäude besitzt außerdem noch zwei gotische, jenem am Alsfelder Rathause (s. Fig. 35) gleichende Erker, sowie ein breiteres Lugaus an seiner Schmalseite aus der Zeit um 1550.

Das Schema der polygonalen Erkerbauten enthält die Abbildung des Alsfelder Rathauses (s. Fig. 35) und gleicht jenem der Chörlein; sein Grundriss (s. Fig. 36) besteht aus einem Parallelogramm mit drei gleichen Seiten, der Aufbau stützt sich auf einer steinernen Kragkonsole und erstreckt sich ohne weitere Zuthaten mit derselben Gefacheinteilung, den nämlichen Balkenköpfen und der gleichen Auskragung der übrigen Wand über zwei Geschosse, um sich oben dem weit vorspringenden Hauptdache anzuschmiegen. An der Giebelseite des 1512 errichteten Gebäudes befindet sich ferner ein rechteckiges Lugaus mit

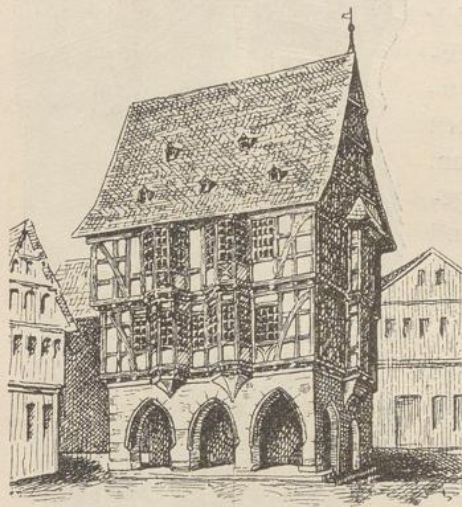


Fig. 35.

weit vorspringender an die Nürnberger Windenluken erinnernden Verdachung.

Sowohl an diesem Bauwerk, wie auch an dem Gasthause zur Sonne in Homberg fällt die symetrische Verteilung der Ausbauten auf, später legte man weniger Wert darauf und ordnete sie mehr nach Gutdünken an.

Als Schema eines Rundchörleins bringt Fig. 53 den unteren Abschluss eines solchen aus Limburg, das der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehört. Den Schwellenkranz tragen fünf freistehende Streben, welche sich auf einen profilierten halbrunden Ansatz eines Wandständers stützen. Die Wandfläche des Rundchörleins ist gegenwärtig leider verputzt und gestattet keinen Einblick in die weiteren Eigentümlichkeiten der Konstruktion.

Als eine Abart des Rundchörleins kann der runde obere Geschossausbau eines Hauses in Treifs an der Mosel (s. Tafel D) gelten, der hier

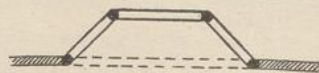


Fig. 36.

die ganze Hausseite einnimmt und oben mit einem halben Zeltdach sich der Giebelfläche anschließt. Vorspringende Geschossbalken tragen die halbrunde Stockwerksauskragung über dem steinernen Untergeschoss, und da eine Schwelle die Rundung nicht herzustellen vermochte, so liefs man die Ständer durchgreifen und die einzelnen Schwellenstücke sich ihnen einfügen. Sonst ist das Gebäude verputzt, besitzt aber durch seinen originellen oberen Abschluss, den noch eine Windenluke wirksam unterbricht, ein höchst malerisches Gepräge.

Den Vertreter der vierten Gattung von Anbauten, den Erker-türmchen, geben wir in dem durch Fig. 33 dargestellten Eckhause des Römerbergs und des alten Markt aus Frankfurt am Main vom Jahre

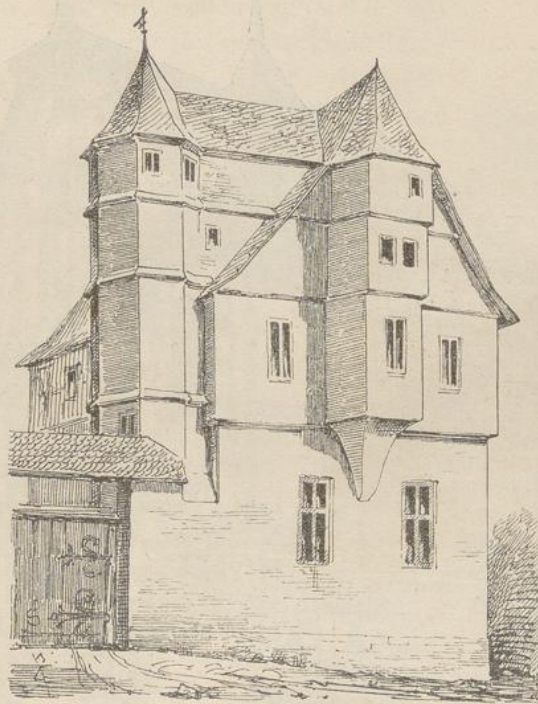


Fig. 37.

1562. In Gestalt eines rechteckigen Lugaus setzt sich hier die mit Schiefer verkleidete Fachwerkswand einem unten spitz zulaufenden Kragstein auf, kragt gemeinschaftlich und gleichwertig mit den einzelnen Geschossen aus, geht oberhalb der Dachfläche in ein regelmäfsig Achteck über und endet mit einem spitz zulaufenden Zeltdach. Erscheint dieser eigenartige Vorbau in seinen unteren Geschossen mehr als organischer Bestandteil der Wohnräume, so nimmt er oben dafür die Gestalt eines Turmes an. Berücksichtigt man, dass er hier die Langseite eines Eckhauses ziert, so wird man in seiner Anlage unschwer die Absicht erkennen, die Eintönigkeit der Dachfläche wirksam zu unterbrechen, weshalb er sich auch in der Mitte der Gebäudeaufsenseite befindet.

Ein anderes Erkertürmchen bringen wir in der Abbildung eines am

Limburger Dome gelegenen Hauses (s. Fig. 37) zur Anschauung, weil es als Vertreter einer großen Schaar ähnlich gearteter Hausbauten gelten kann. Hier belebt es die sonst nackte Giebelseite des Gebäudes und schließt mit deren Firstlinie ab; eine turmähnliche Ausbildung war an dieser Stelle überflüssig, kam aber an dem Eckturm zur Ausführung.

Fig. 38 stellt das fünfte Schema, ein Eckerkertürmchen aus

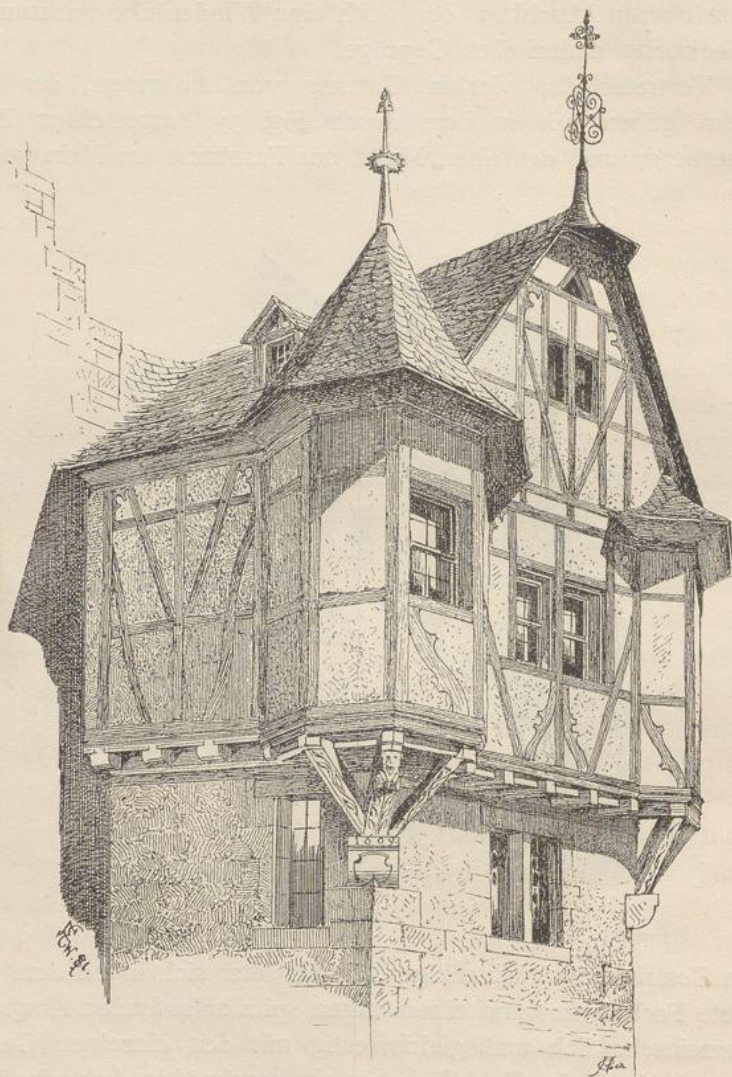


Fig. 38.

Münstermayfeld im Moselthale vom Jahre 1609, dar. Es besteht aus vier Seiten eines regelmäßigen Sechsecks und fügt sich der Ekkante des ersten Geschosses an; seine drei Ecken unterstützen freistehende Streben, welche des massiven Untergeschosses halber auf einem vorspringenden Kragsteine ruhen. Das keck von der Hauptdachfläche sich abhebende Zeltdach im Verein mit einem zweiten Eckerker verleihen dem Gebäude ein reizvolles Ansehen. Als Schema für die Spätzeit kann ein aus

Rhense am Rhein ein auf zwei Schrägstützen ruhendes rechteckiges Lugaus aus dem 18. Jahrhundert gelten, das unverhältnismäßig weit in die Strafe hineinragt. Die Streben setzen sich zwei halbrunden Holzsäulen auf und laufen unter sich parallel nach den Kanten des Vorbaues; Rahmwerk und Gebälk sind sowohl seitwärts als auch unten durch Verschalung gedeckt; oben stellt ein geschweiftes Zeltdach mit freistehender Spitze den Abschluss her, wodurch diese Kategorie von Vorbauten eine Mittelstellung zwischen den Lugaus und Ecktürmchen einnimmt.

Reihen wir schliesslich als Vertreter von Holzvorbauten an Massivgebäuden den obigen Typen noch zwei besonders in Nürnberg zahlreich anzutreffende Arten, ein aus Holz gezimmertes dreiseitiges Chörlein mit Kragsteinkonsole und Zeltverdachung (s. Fig. 40) und ein auf Konsolen gestütztes rechteckiges Lugaus aus der Barockzeit (s. Fig. 41) an, so haben wir damit die gebräuchlichsten Grundformen der Erkerbauten erschöpft.

Eine andere Gruppe malerischer Ausbauten, die häufig Massivgebäuden zum Schmuck verliehen wurden, bilden die Nürnberger Dacherkertürmchen. Ihre Grundform ist für gewöhnlich rechteckig, selten dass sie polygonartig abschließen. Die gebräuchlichsten Typen vertreten die Figuren 42 und 43. An dem ersten Beispiele wird die zwei Fenster breite Vorderseite aus drei mit allerlei architektonischem Blendwerk verkleideten Ständern gebildet; bis zur Brüstungshöhe füllen Holzplatten ihre Zwischenräume aus, oben verbindet sie ein Rahmwerk sowohl unter sich, als auch mit den benachbarten Sparren, welche bis dorthin gleichzeitig den Längswänden als Träger dienen. Ihr kühngeschwungenes Zeltdach führt durch acht von den Ecken und Seitenmitten entspringenden Rippen die quadratische Grundform nach der Helmspitze in eine achteckige über, und endet oben in eine reiche schmiedeeiserne Verzierung. In vereinzelt Fällen, wie an der Tucherstrasse No. 21, stehen die Dacherkertürmchen wohl auch mit einer Fensterarkadengallerie, die eine vollständige Unterbrechung der Dachfläche bewirkt, in Verbindung.

Das zweite Beispiel, an der Pegnitz, gegenüber der Schüttinsel, fügt den beiden parallelen Seitenflächen ein halbes Sechseck an; die unteren Ständerhälften sind bis zur Brüstungshöhe verschalt, ebenso der obere Rahmholzkranz. Darüber erhebt sich eine höchst originelle Dachform, die aus einem Mittelding von Sattel- und Zeltdach besteht und die Richtung des Hauptdaches scharf betont.

Ziehen wir schliesslich der Vollständigkeit halber auch die Bauwerke mit selbständigen Erkertürmchen in den Bereich unserer Unter-



Fig. 39.

suchungen, so liefert hierfür das Hoffmann'sche Haus zu Bacherach vom Jahre 1568, welches unsere Leser in dem Schäfer-Cuno'schen Werke gut

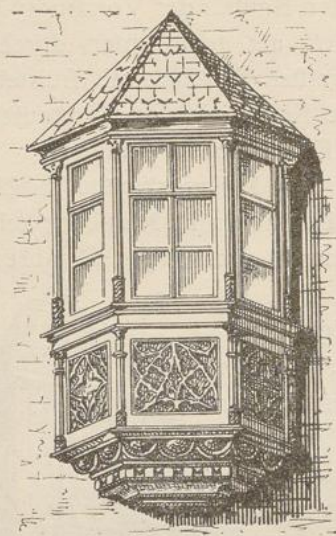


Fig. 40.

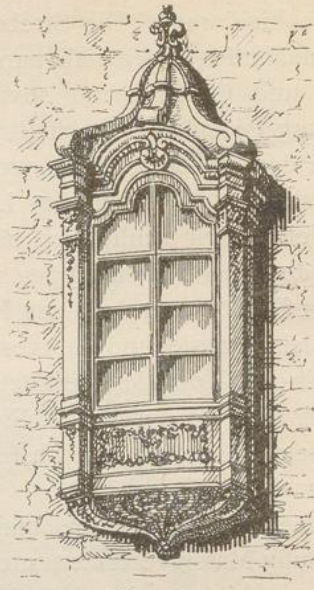


Fig. 41.

wiedergegeben finden, ein treffliches Vorbild. Sowohl die organische Verbindung des Erkerturmes mit den anderen Gebäudeteilen, wie auch sein

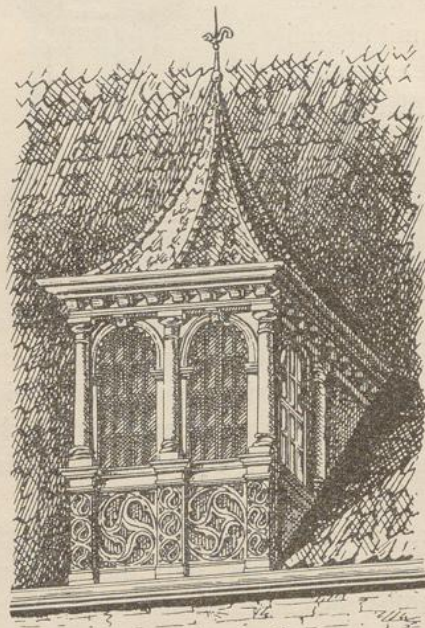


Fig. 42.

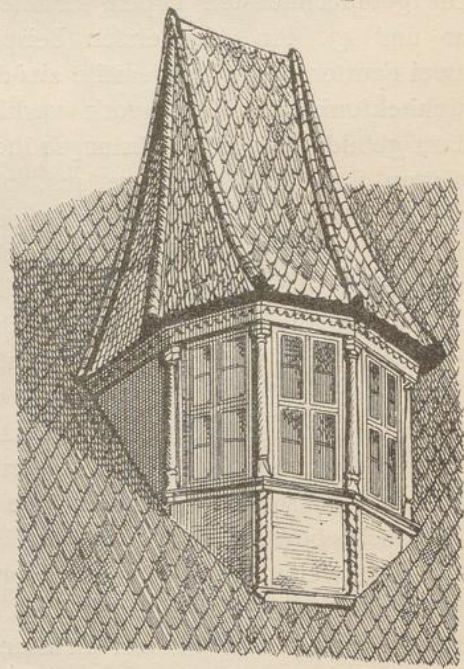


Fig. 43.

massiver Unterbau, verleihen ihm in dieser Gruppe eine hervorragende Stellung; sein Grundriss misst beträchtlichen Umfang und fügt sich den Räumen so ein, dass eigene Wohnräume in ihm unterzubringen waren.

Es geht daraus hervor, dass er seine polygonale Gestalt nebst Zeltdach mehr der Absicht, die Gebäudemassen wirksam neben einander zu gruppieren, als einen zur Rundschau bestimmten Anbau herzustellen verdankt. Das ganze Gebäude mit seinen verschiedenartig gestalteten Giebeln und Dachformen nebst seinen farbereichen Wandflächen bildet eine der bedeutungsvollsten Schöpfungen der gesamten süddeutschen Holzarchitektur, deren Eigenarten es auch zum größten Teil an sich vereinigt.

Als Anhang fügen wir einige Häusergruppen aus dem trefflichen Ewerbeck'schen Aufsätze »Architektonische Studien an Bauwerken des Mosellandes« (Zeitschrift für bildende Kunst 1882, Heft 4 und 5) hinzu,

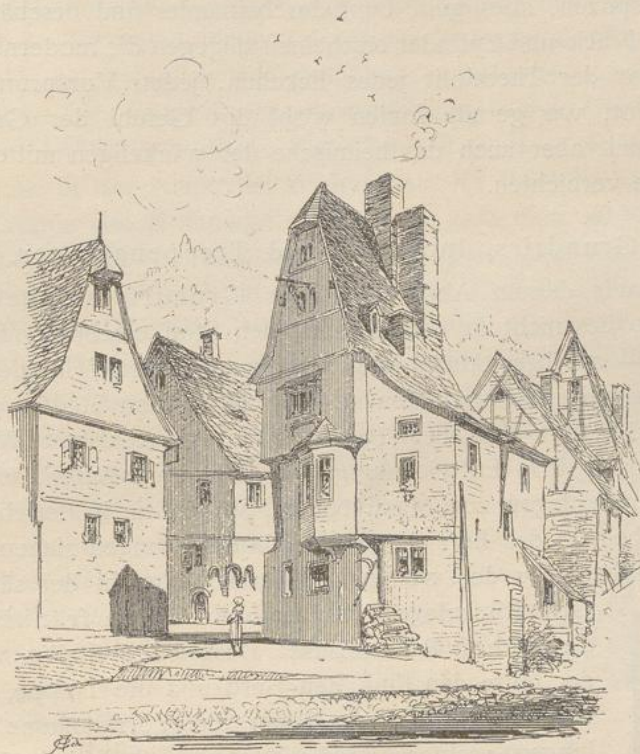


Fig. 44.

welche in prächtiger Weise verschiedene Strafsenanlagen aus Fachwerksbauten wiedergeben. Wird auch das Bild durch den Mörtelbewurf der Häuser beeinträchtigt, und geht namentlich die Detailarchitektur hierdurch verloren, so bleibt doch die malerische Wirkung der Erker und Giebelanlagen erhalten und spricht deutlich genug von vergangener Pracht und Herrlichkeit. Ohne auf geradelinige Strafsenfluchten Rücksicht zu nehmen, suchte hier jede Hausanlage nur den verschiedenartigen Bedürfnissen ihrer ehemaligen Eigentümer gerecht zu werden; kein Haus gleicht infolgedessen dem andern, das eine ist dahin, das andere dorthin gerichtet, das eine hoch, das andere niedrig, das eine breit, das andere schmal gehalten, aber eben in dieser mannigfaltigen Abwechslung be-

Lachner, Holzarchitektur II.

ruht ihr malerischer Reiz. Aber selbst in dem Falle, wo sich Haus an Haus reiht und der Strafsenzug die Stellung der Häuser bedingt, geht ihre gefällige Gruppenwirkung nicht verloren; trotz oder vielleicht auch infolge ihrer völligen Regellosigkeit erscheinen sie als notwendige Bestandteile des Ganzen. Der anheimelnde Hauch, der bestrickende Zauber, welcher diesen Städtebildern innewohnt, er entspringt vornehmlich der Ungebundenheit der einzelnen Anlagen, den regellosen Plätzen und krummen Strafsen, bei deren Betreten jeder Schritt ein neues Bild liefert. Hier fordern keck in die Höhe steigende Giebeltürmchen unsere Aufmerksamkeit heraus, dort in die Strafe lugende Erker nebst vorgekragtem Geschosse; Herbergenschilder, schmiedeeiserne Bekrönungen von Giebelspitzen, alles geht bunt durcheinander und beschäftigt unsere Augen. In Frack und Zylinder erscheinen dagegen die modernen Strafsenanlagen, wo der Theodolit jedes Eckchen, jeden Vorsprung entdeckt und verbannt, wo gerade Linien wohl das Gefühl der Großartigkeit wecken, damit aber auch das heimische der winkeligen mittelalterlichen Strafsenzüge vernichten.

Grundriss, Innenbau und Treppenanlagen.

Wenn wir diesem Abschnitt einige Grundrissanlagen beifügen, so geschieht dies nicht in der Absicht, den Stoff erschöpfend behandeln zu wollen — an ihrer Ausbildung wirken zu vielerlei lokale Interessen mit, als dass wir alle Varianten aus verschiedensten Städten und Gauen auführen könnten. Wir begnügen uns, ihre gemeinsame Wurzel festzustellen, sowie ihre Entwicklung aus jener herzuleiten, wollen aber auch Grundrissanlagen von Massivbauten, soweit sie in Beziehungen zum Holzbau stehen, in das Bereich unserer Untersuchungen ziehen.

Das Urschema zu der weitaus größeren Mehrzahl der süddeutschen Grundrissanlagen besitzen wir in dem fränkisch-oberrheinischen Bauernhause. Dasselbe, dreiteilig, vereinigt in der Mitte den Flur, den Herd und die Treppe, linkerhand von diesem Räume liegen die Vorratsräume und Stallungen, rechterhand die Wohn- und Schlafstuben (s. Fig. 45). Der langgestreckten Form des Gebäudes entsprechend, läuft die Firstlinie des Daches über die drei Haupträume hinweg, während die beiden Schmalseiten Giebeldreiecke abschließen. Bei dieser Gruppierung und unter Voraussetzung einer freistehenden Anlage entsprach es dem Bedürfnis, zwei Thüren, eine nach dem Flur und eine nach den Stallungen, anzuordnen, sowie die Wohnräume der Strafe, die der Stallungen dem Hofe zuzuwenden. Infolge dessen liegt die Schmal- oder Giebelseite der Strafe zu, die Langseite mit dem Satteldach begrenzt den Hof. So lange Raum für die freistehende Lage des Hauses vorhanden war, konnte man das Schema beibehalten, mit zunehmendem Wachstum der Städte aber rückten die Häuser einander näher; zunächst wurden



Fig. 45.

allerdings noch eine geraume Zeit Tropfenfallgänge innegehalten; später aber musste auch deren Raum ausgenutzt werden, womit jede Lücke schwand und Haus an Haus sich zu reihen begann.

Dass dieser Entwicklungsgang, der sich in Dörfern heute noch vielfach verfolgen lässt, mancherlei Änderungen des Grundplanes zur Folge haben musste, liegt in der Natur der Sache; statt zweier Thüren begnügte man sich mit einer, die man dafür aber um so größer zu machen beliebte und häufig in eine Thorfahrt umwandelte. Ein mehr oder weniger schmaler Gang verband auf Kosten des vorderen Wohnraumes den nun zurückverlegten Flur, sowie die hinter jenem gelegenen Stallungen mit der Strafe.

Indessen konnte eine solche Grundrissverteilung nicht allzulange bestehen bleiben, der dunkle Flur war eine zu unbequeme Mitgift, als dass er namentlich bei größeren Anlagen hätte beibehalten werden können. Man entledigte sich seiner durch die Entfernung seiner Verdachung und verwandelte ihn in eine offene Hofanlage; dem Herd wies man einen eigenen Raum in der Nähe der Wohnräume im Vordergebäude an und fügte die Treppe der Hofanlage ein, sei es, dass man sie einem besonderen Turme, Treppenturm, einzwängte, sei es, dass man ihr die alte Lage und Form beliefs und sie als einarmigen Lauf den oberen Räumen zuführte. Da man aber bei dieser Umgestaltung die ehemalige bequeme Verbindung der Vorder- und Hinterräume nicht missen wollte, so stellte man für sie eine direkte Verbindung in Gestalt gedeckter Galleriegänge her. Daher kommt es, dass fortan zwei für sich bestehende, durch einen Hof getrennte, aber mittelst Gallerien verbundene Gebäude zum Schema der süddeutschen Wohnhausanlage werden und selbst dann noch bleiben, als man das Hintergebäude längst nicht mehr eingeschossig aufführte und ausschließlich zu Stallungen und Vorratsräumen verwendete.

Als kleinere Wohnhausanlage enthält Fig. 46 einen Grundriss aus Frankfurt a. M., Marktstrasse No. 30. Seine einarmige Treppe ist dem Hofe ein-
 veleibt und führt zu einer schmalen Gallerie, welche, da sie die oberen Wohnräume mit einander verbindet, unsern modernen Gang ersetzt. Küche nebst Herd liegen dem Hofe zugewendet. Sowohl die vorderen als auch die rückwärts befindlichen Wohnräume sind klein und zusammengenommen kaum für eine Familie ausreichend; auch der Hof kommt kaum der Gröfse einer Stube gleich, so dass seine Anlage nur in der Innehaltung des allgemein traditionellen Schemas begründet erscheint.

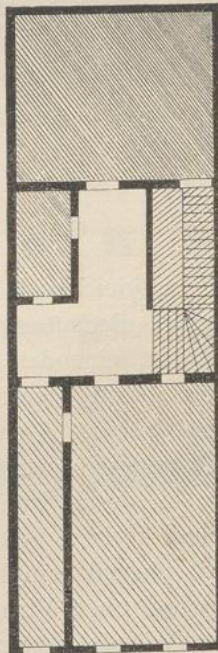


Fig. 46.

Eine zweites Beispiel stellt der in Fig. 47 wiedergegebene Grundriss

eines reicheren Patrizierhauses aus Nürnberg, Tucherstraße No. 21, aus dem Ende des 16. Jahrhunderts vor. Auch an ihm lässt sich die Dreiteilung erkennen: der Vorderbau mit einem geräumigen Flur, die Hofanlage und das Hintergebäude; in diesem Falle muss indes der vordere Flur als Halle aufgefasst werden, da die hier sonst üblichen Wohnräume auf ein winziges Stübchen zusammenschrumpfen, das mehr einer Wärter- als einer Wohnstube gleicht. Allerdings hat man hierbei zu berücksichtigen, dass derzeit, im 16. Jahrhundert, sich das Familienleben schon längst in die höher gelegenen Geschosse zurückgezogen hatte und somit auch eine Verlegung der Küche nebst Herdanlage dorthin verlangte. Ueberhaupt darf man den Flur keineswegs mit der norddeutschen Deele, dem Sitz der Hausfrau, verwechseln; hier liegt

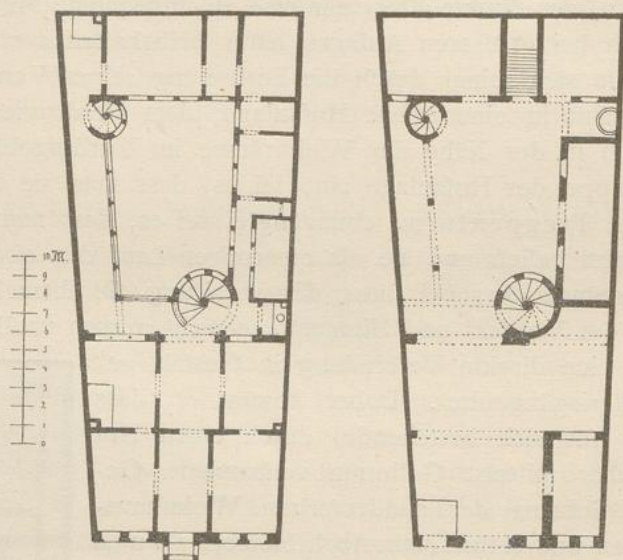


Fig. 47. Grundriss des 1. Stocks. Grundriss des Erdgeschosses.

er in gleicher Höhe mit der Straße und dem Hofe und hat keine andere Bedeutung, als jene eines Ganges. Zwei Wendeltreppen in runden, einander gegenüberliegenden Türmen führen nach den oberen Geschossen, deren einzelne Wohnräume herzuzählen, für uns weniger Belang hat. Den Hof umziehen Holzgalerien, welche das Vordergebäude mit dem Hinterhause in allen Stockwerkshöhen verbinden und sie hierdurch in ihrer Höhenteilung abhängig zu einander stellen; an seiner rechten Seite befindet sich ein langgestreckter Raum, wahrscheinlich ehemals ein Holzstall. Das Rückgebäude endlich birgt unten Stallungen, oben Vorratsräume und die Wohnungen der Bediensteten. Statt der Wendeltreppen in den Türmen kommt es aber auch vielfach vor, dass man den Ausgang einarmig anordnet und entweder völlig frei legt, oder von den Gallerieläufen schützen lässt.

Trotz der zahlreichen Räume und der Großartigkeit der Gesamtanlage ist die Ableitung resp. Umbildung des Grundrisses aus dem alt-

fränkischen Bauernhofe unverkennbar und klar ausgesprochen; für die Zusammengehörigkeit von Vorder- und Rückgebäude wirkt besonders der Umstand entscheidend, dass ihre Stockwerke in gleichen Höhen liegen, der Nachweis erfährt aber noch eine weitere Bestätigung in der allgemeinen Verbreitung obiger beiden Typen über ganz Süddeutschland, was die Abstammung von einer gemeinschaftlichen Urform voraussetzt.

Ähnlichen Grundrissanlagen, wenn auch nach Lokalbedürfnissen in manchen Teilen erweitert oder zusammengerückt, begegnet man häufiger in Nürnberg, Rothenburg a. d. Tauber, Würzburg, Frankfurt a. M., Ulm und anderen Städten (s. Lübke, Deutsche Renaissance II, Ulm, Schadsches Haus Fig. 170; Ortweins deutsche Renaissance, Rothenburg a. d. T. Bl. 14).

Wie das heimische Bauernhaus zum Ausgangspunkt für das bürgerliche Wohnhaus wurde, so die altnordische Halle für öffentliche Gebäude. Die germanische Halle diente als Gastsaal, Versammlungsort und Herberge*) rechteckig angelegt und im Innern mit Brettern getäfelt, bedingte ihre oft beträchtliche Größe eine Unterstützung der Decke durch Pfosten; wollte man sie betreten, so musste man erst einen Vorraum durchschreiten. Das nämliche Schema, nur weiter entwickelt, finden wir an mittelalterlichen Rathäusern verwendet; sie gleichen ihren altgermanischen Vorgängern insofern, als auch sie ihr Erdgeschoss zu Hallenräumen bestimmen und ihm einen überdeckten Vorraum zugesellen. Die Halle teilen Säulen oder Pfeiler in Schiffe, nach oben schließt sie ein Gewölbe oder eine Balkendecke ab; in der Regel liegt sie einige Stufen höher als der Vorraum. Letzterer besteht aus einem Laubengang, welchen Arkadenbögen mit Pfeilern begrenzen, gleichzeitig dient er als Schutz für eine nach der Halle führende Freitreppe.

Ein Beispiel dieser Art enthält Fig. 48 (vergl. Fig. 35) in dem massiven Untergeschoss des 1512 aufgeführten Rathauses zu Alsfeld, dem sich zwei Fachwerksgeschosse aufsetzen. Wie allgemein üblich, liegt das Gebäude nach allen Seiten frei; dem Haupt- und Marktplatze ist der Laubengang, bestehend aus drei Vorder- und zwei Seitenöffnungen, zugewandt. Der Hauptraum ist wie die Vorhalle flach gedeckt und liegt hier nur um eine Stufe höher als jene; gegenwärtig trennt ihn eine dünne Wand und nur die Säulenstellung deutet noch an, dass er ehemals nach dem Laubengange offen stand; zur Unterstützung des Gebälks teilen zwei Säulen die Halle in ungleiche Hälften. Nach den oberen Geschossen führt eine Wendeltreppe, deren Axe in der Mitte der ein Meter starken Umfassungsmauer liegt und sowohl nach innen als auch nach außen

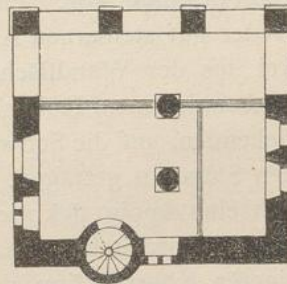


Fig. 48.

*) Rudolph Henning, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung, S. 154.

vor die Wandfläche tritt. Die Amts- und Ratszimmer sind in den oberen Geschossen untergebracht.

Obschon Treppenthür und Freitreppen in den Höfen den Ausgang in die oberen Stockwerke vermitteln, kommen doch auch Treppenanlagen vor, welche in dem vorderen Flur liegen. Gegenüber dem norddeutschen Gebrauch, das höher gelegene Geschoss nach dem Dielenraum durch eine Gallerie abzuschließen, verschwindet im norddeutschen Wohnhause die Treppe mit dem Fußboden des ersten Stockwerks, da ein Interesse, den Flur von oben übersehen zu können, nicht vorlag.

Außer geradlinigen Treppenläufen begegnet man aber auch vielfach gewundenen Anlagen, wie sie Fig. 110, ein Beispiel aus dem 17. Jahrh., wiedergibt. Man verschmähte es in solchen Fällen nicht, die Treppe frei zu legen und ihre gewundenen Wangen entweder durch Pfosten von unten zu unterstützen, oder, wie in diesem Beispiel, durch Hängesäulen mit dem oberen Gebälk zu verknüpfen. Ein Treppenhaus in unserem Sinne, mit dazu gehörigen Fenstern, kommt nicht vor; man behandelte die Treppe als Bestandteil des Flures und überließ dessen Öffnungen, die nötige Beleuchtung zuzuführen.

Es bleibt uns nunmehr noch eine Konstruktion zu behandeln übrig, die wie jene der Chörlein und Dacherkertürmchen nur in mittelbarem Zusammenhang zu der Holzarchitektur steht, wir meinen die meist mit Massivbauten verbundenen Gallerien der Hofanlagen. Sie bilden in vielen größeren Städten, mit Nürnberg an der Spitze, einen wesentlichen Schmuck des Bürgerhauses und bestehen durchweg aus Holz. Schmalere Bauten besitzen nur eine oder zwei Gallerien, an größeren Gebäuden hingegen sind drei, wohl auch vier Hofseiten von ihnen besetzt; häufig kommen zwei, manchmal aber auch drei über einander befindliche Galleriegänge vor. Einige sind von unten aufgebaut und ruhen entweder auf steinernen Arkaden oder Holzpfeilern; andere hingegen kragen frei aus der Wandfläche und erhalten ihre Unterstützung durch Schrägstreben, in jedem Falle aber wird das Gebälk der oberen Gallerien von freistehenden, auf die Schwelle der darunter liegenden Gallerien sich stützenden Ständern getragen. Über dieses einfache konstruktive Gerippe zieht sich eine üppig dekorierte Verkleidung, welche durchschnittlich Formen der Steinarchitektur nachahmt und absichtlich den Schein einer schwierigeren Konstruktion zu wecken versucht. Die Ausbildung und Anwendung, welche die Holzarchitektur an solchen Hofanlagen erfahren hat, ist manchmal staunenswert und in ihrer Art von überraschender Wirkung, sie steht in schroffem Gegensatz zu der düsternen Außenseite des steinernen Hauptgebäudes und verleiht dem Holzbau über jene ein gewisses Übergewicht; wir werden im nächsten Abschnitt eingehender auf sie zu sprechen kommen.

Wenn schon hölzerne Gallerieausbauten sich vorzugsweise auf Hofanlagen beschränken, so kommen sie doch auch hin und wieder an Gebäude-

aufsenseiten vor, ihnen hierdurch gleichsam das Aussehen vorgekrager Geschosse verleihend. So besitzen insbesondere die in Nürnberg der Pegnitz zugewandten Hausseiten häufig Ausbauten, welche sich nicht nur jedesmal über die ganze Gebäudelänge erstrecken, sondern auch stellenweise gänzlich verschalt und mit Fenstern geschlossen sind, so dass man in der That glauben möchte, richtige Fachwerkgeschosse vor sich zu haben.

Ähnlichen Konstruktionsweisen, den Gebäudeaufsenseiten vorgeschobene, von Flugdächern oder dem vorspringenden Hauptdache geschützte Gallerien mit Bretterverschalung, begegnen wir später im Anhang nochmals am Schwarzwald- und Alpenhause.

Zweiter Abschnitt. Die Dekoration und Ornamentik des süddeutschen Ständerhauses.

Vorbemerkung.

Wie wir gelegentlich schon wiederholt bemerkten, steht die dekorative Ausstattung des süddeutschen Ständerhauses durch Schnitzarbeiten jener des norddeutschen bei weitem nach. Suchte man dort bis Ende des 16. Jahrhunderts durch Mannichfaltigkeit in der Detailbildung, durch allerlei figürliches und ornamentales Schnitzwerk die Aufmerksamkeit des Beschauers herauszufordern und zu fesseln, so legte man hier desto größeres Gewicht auf die malerische Gruppierung des Gesamtbaues. Wir können uns füglich bei der Besprechung der dekorativen Zuthaten am süddeutschen Ständerhause nur in bescheidenen Grenzen bewegen und ihre zeitliche Einteilung nach anderen Gesichtspunkten als jene der norddeutschen Holzornamentik ordnen.

Der Übergang von der Gotik zur Renaissance vollzog sich — wenige Städte wie Nürnberg abgerechnet — im Süden schneller als im Norden; charakteristische Motive, welche jener Zeit ausschließlich eigen gewesen wären, treten nur wenige hervor; es bietet sich somit auch kein Anlass, eine eigene Mischstilperiode einzuschalten. Die vereinzelt wirklichen Mischstilornamente werden wir, je nach ihrer vorherrschenden Stilrichtung teils der gotischen, teils der Renaissanceperiode einreihen. Ebenso sehen wir aber auch von einer selbständigen Behandlung einer Verfallperiode ab, da eine verhältnismäßig frühzeitige Beschränkung des Holzbaues in den Städten es mit sich brachte, dass jene Merkmale, welche wir der norddeutschen Verfallperiode unterlegten, hier zum Teil schon viel früher auftreten, ohne jedoch als solche aufgefasst werden zu können. Die Willkür in der Wandteilung, die Verschalung wichtiger Konstruktionsglieder, das geringe Vorkragen der Geschosse, dort als äußere Zeichen, des Auflösungsprozesses hingestellt, können hier als solche nicht mehr gelten. Wir sind gezwungen, uns in dieser Beziehung

zunehmend eine freiere Auffassung anzueignen, können aber auch mit Rücksicht darauf eine zeitliche Begrenzung der Verfallperiode nicht durchführen. Aus diesen Gründen unterlassen wir es, die wenigen spezifisch barocken Stilblüten besonders zu klassifizieren und weisen sie ohne weiteres der Renaissanceperiode zu.

Sind einerseits der süddeutschen Holzbaukunst bestimmte Ornamentmotive eigen, welche innerhalb dieses Gebietes die allgemeinste Verbreitung erfahren haben, so machen sich doch auch andererseits hinsichtlich der dekorativen Behandlung vielfach lokale Eigentümlichkeiten bemerkbar, die eine geographische Absonderung in einzelne Gruppen zulassen. Demgemäß teilen wir das fragliche Gebiet ein in:

1) Ober- und Niederhessen bis Kassel, 2) Mittelrhein mit Lahnthal, 3) Moselthal, 4) Thüringen, 5) Mainthal mit Frankfurt, 6) Nürnberg mit Franken, 7) Württemberg und Baden, 8) Elsass.

Mit Rücksicht auf die Formensprache unterscheiden wir hingegen zeitlich:

- 1) Gotische Periode (umfasst alle älteren Gebäude bis 1520),
- 2) Renaissanceperiode (von 1520 bis 1750).

Wie im ersten Teile sehen wir von einer Zergliederung des Stoffes nach lokalen Gruppen ab und legen unserer Untersuchung die zeitliche Abgrenzung nach Stilperioden zu Grunde.

I. Die gotische Periode.

Die wenigen Bauwerke, welche unserer Zeit aus der gotischen Periode überkommen sind, tragen im allgemeinen eine dürftige Dekoration. Figürlichen Schnitzereien begegnet man nur ganz ausnahmsweise und die Ornamentik lehnt sich entweder, wie in den Grenzgebieten, der norddeutschen an, oder aber sie kommt über eine schematische Wiederholung steinerne Zierformen nicht hinaus. Von einer urwüchsigen Holznornamentik, d. h. einer Formensprache, die dem Holze entsprungen wäre, sich dessen Eigenart angepasst und sie zum lebendigen Ausdruck gebracht hätte, kann mithin im gotischen Zeitalter auch kaum die Rede sein. Ständer und Riegelhölzer blieben für gewöhnlich allen Schmuckes bar und an Schwellen ist uns auch nicht ein einziges originelles Motiv bekannt. Nur der Umrahmung von Fensteröffnungen wandte man in dieser Hinsicht größere Sorgfalt zu und stattete sie mitunter selbst mit reichem Schnitzwerk aus, so dass die Fensterreihen nicht allein infolge ihrer Vorkragung, sondern auch mittelst ihres ornamentalen Kleides eine bevorzugte Stellung an der Außenseite einnehmen.

Die Ausbildung von Flachmustern durch geschweifte Riegel und Backsteinmauerwerk an der Außenwand, ein echter Fachwerkschmuck, der in Süddeutschland mit dem 16. Jahrhundert allgemein gebräuchlich wird, ist eine Schöpfung der gotischen Periode. Vereinzelt tritt diese Wandbildung schon Ende des 15. Jahrhunderts auf und mag auch das ihrige dazu beigetragen haben, dass eine plastische Belebung der Holz-sichtflächen durch Schnitzwerk nicht aufkam.

1. Die Kopfbänder.

An Kopfbandarten unterscheiden wir, je nach ihrer Form und ihrem Gebrauch, drei verschiedene Typen:

1. Die in Norddeutschland gebräuchliche dreieckige Kopfbandform, welche mit Ausfüllung des ganzen zwischen Balken und Ständer liegenden Raumes in schräger Richtung Stütze mit Last verbindet (s. Fig. 39, I); als Unterstützung vorkragender Balkenenden ist sie vorzugsweise in Hessen heimisch.

2. Eine schräge Strebenform, die meist länger als die vorige Art wird und sich mit quadratischem Querschnitt frei von ihrem Stützpunkt abhebt (s. Fig. 53) und

3. Eine kurze Sorte Kopfbänder zur Unterstützung vorgeschobener Fensterriegelschwellen.

Die im Süden heimischen Kopfbänder der ersten Gattung besitzen allesamt die durch Fig. 42 dargestellte und auf Seite 39, I. Teil, geschilderte Grundform. Eine flachgezogene und weit ausgeschweifte Abkehlung der vorderen Fläche wird oben durch ein Stück vertikale Ebene und unten von einer Schräge begrenzt, um entweder Pflanzenmotive in Gestalt

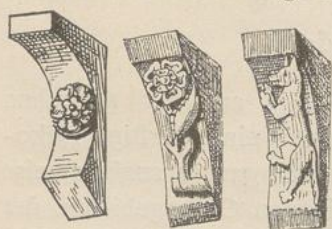


Fig. 49.

Fig. 50.

frei aufgelegter Rankenzweige oder Rosetten aufzunehmen (s. Fig. 49). An dem Gasthause zur Krone in Homberg (Niederhessen) ist der geschweiften Fläche eine Platte mit der Angabe der Erbauungsjahreszahl »1480« angeschnitzt (s. Fig. 34). Die Kopfbänder des ehemaligen Fischer'schen Hauses zu Marburg*) trugen an dieser Stelle grösstenteils Fratzenköpfe und Masken (s. Fig. 17), dazwischen auch einige derb geschnitzte Blumenmotive (s. Fig. 50). In Zierenberg (Niederhessen**) belebt die Kehle sogar eine ganze Tierfigur. Die aufgezählten Fälle bilden jedoch nur vereinzelte Ausnahmen, die man keineswegs mit den nordischen Figurenkopfbändern verwechseln oder in Zusammenhang bringen darf; denn während jene, wie bekannt, ihrer Sichtfläche frei heraustretende Figuren mit angeschnitzten Konsolen vorsetzen, legen sich hier die Figuren der

*) Sie befinden sich in dem Altertumsmuseum der genannten Stadt.

**) Ungewitter, Ornamentik Tafel 81, Fig. 3.

Fläche lose auf. Als gebräuchlichstes Schema für diese Gruppe kann Figur 50 gelten.

Weniger durch die Art ihrer Ornamentik, als vielmehr durch die Form ihres oberen Abschlusses nehmen die Kopfbänder an dem etwa 1520 aufgeführten Rückgebäude des Römers in Frankfurt am Main, genannt »zum Nyde«, eine eigene Stellung innerhalb dieser Gattung ein. Dieselben enden oben, als getreue Nachbildung des profilierten norddeutschen Balkenkopfes, in eine vertikale quadratische Fläche mit Rundstab und Hohlkehlengliederung (s. Fig. 18). Augenscheinlich galt es hier, die Vorstellung eines regelrechten Balkenkopfes zu erwecken, da die horizontale Verschalung des darüber liegenden eigentlichen Gebälks mittelst Profilbretter nicht befriedigen konnte und man zur Lösung dieses Konflikts Scheinstützen benötigte.

Wir besitzen also in diesem Falle ein lehrreiches Beispiel, wie die norddeutsche Zierweise mitunter auch die süddeutsche Detailbildung beeinflusst und folglich auch noch einen Beweis mehr, dass die Heimat des vorgekragten Ständerbaues nicht im Süden zu suchen sei. Man ahmte die norddeutsche Stützbildung nach, und da ein dazu gehöriger Balkenkopf nicht sichtbar war, deutete man ihn einfach auf dem Kopfbande an. Diese interessante Kombination verschiedener norddeutscher Grundformen findet sich hauptsächlich in Frankfurt vertreten und bildet dort geradezu ein charakteristisches Lokalmotiv.

Die Ornamentik der in Frage stehenden Kopfbänder besteht an einigen von ihnen aus einfachen geometrischen Gebilden, an dem Eckkopfbande aus einer stylisierten Topfpflanze; gänzlich abweichend hiervon macht sie sich an einem anderen bemerkbar, das wir seiner auffallenden Formenbildung zuliebe in Fig. 51 noch besonders dargestellt haben. Merkwürdig ist an ihm das eigenartige Ornament, das seine Vorderfläche ziert. Einmal finden sich an ihm Tierköpfe von jener charakteristisch schematischen Form, wie sie der spätnordischen Tierornamentik eigen war, zum andern wird seine langgezogene Fläche von einem sich mehrfach überschlagenden Bandornament belebt. Abgesehen von dem Perlenbesatz, steht dieses eigenartige Tiergebilde so ganz außer allem Zusammenhang mit der derzeitigen Geschmacksrichtung, dass die Vermutung, es könnten noch Anklänge an die altgermanische Zierweise vorliegen, nicht ganz auszuschließen ist. Die Seitenflächen desselben Kopfbandes schmückt eine Art Fächerrosette; doch scheint diese Form, wie aus der Anordnung der Blätter, sowie aus einer der Mitte entspringenden Spirallinie oder Blütenstengel hervorgeht, hier mehr als Halbrossette aufzufassen sein; eine Vollrosette füllt die vordere quadratische Fläche.

Die zweite Gattung Kopfbänder, die der freistehenden Stützen,

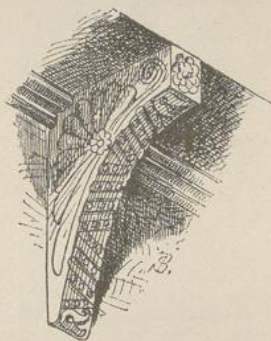


Fig. 51.

findet an Geschossyorkragungen selten Verwendung, da hierfür das Maß ihrer Ausladungen nicht weit genug ging. Als Beispiel geben wir in Fig. 52 ein Kopfband von dem ältesten Holzbau Frankfurts, dem 1470 errichteten »Mohrenkopf« hinter dem Lämmchen No. 10. Dasselbe fällt

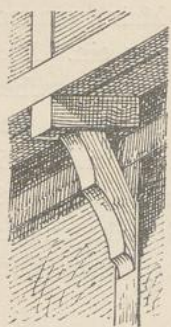


Fig. 52.

durch seine beträchtliche Länge und steile Richtung auf, an seiner Vorderseite schließt es mit einer kürzeren und einer längeren geschweiften Auskehlung ab.

Häufiger wurden sie dagegen an weit vorspringenden Erkerausbauten gebraucht, an welchen die dreieckige Form zu unförmlich ausgefallen wäre. Treffliche Vertreter dieser Art finden sich an dem in Fig. 53 dargestellten unteren Teil eines Rundchörleins der Plötzerstrasse No. 18 aus Limburg. Von den vier Schrägstreben tragen die beiden äußersten sich überschlagende Bänder, deren dreieckige Flächen Kelchbildungen ausfüllen; die mittelsten beginnen unten mit je einem Wappenträger und schließen oben mit einem Laubstabornament, dessen Rankenwelle in eine Blume endet. Der Kreislinie des unteren Wandrandes entsprechend sind die Kopfbänder oben abgerundet.

Ein höchst originelles Kopfband derselben Gattung ist an dem

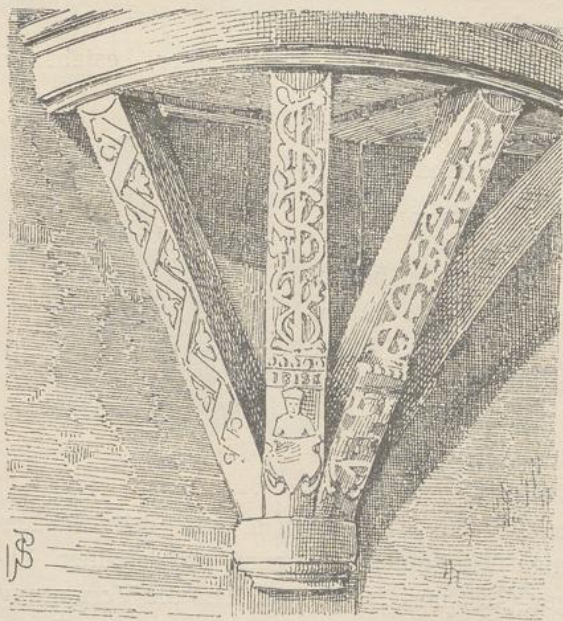


Fig. 53.

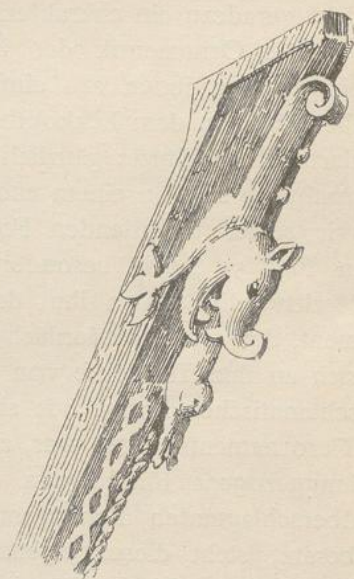


Fig. 54.

Nachbarhause, Plötzerstrasse No. 17, angebracht (s. Fig. 54). Einem als Ornament umgewandelten Walfisch mit Ohren und aufgestülpter Nase entsteigt eine nackte menschliche Gestalt, augenscheinlich Jonas vorstellend, die hier hilfesehend beide Arme vorwärts streckt. Ganz dem sonst üblichen Gebrauche zuwider ist hier die Figurengruppe dem

oberen Kopfbandende angeheftet und zwar von oben nach unten gerichtet. Das Wallfischornament läuft in eine Spirale aus und besitzt statt der Flossen Blätter. Am unteren Teil sind die Kanten der Kopfbandstütze abgefast und mittelst Schnur- und Bandgeflechte ausgezeichnet. Dem Stilgefühl nach gehört das letzte Beispiel schon halb der Renaissanceperiode an, das Rundchörlein hingegen etwa den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts.

Ohne Verbindung mit plastischem Schnitzwerk trifft man hin und wieder noch Erkerkopfbänder von ähnlicher Form wie sie Fig. 52 wiedergibt.

Kopfbänder der dritten Gattung hat unseres Wissens blös noch Nürnberg an einigen spätgotischen Bauten aufzuweisen. Ihrer minder konstruktiven Bedeutung sowohl, als auch ihrer Lage entsprechend, treten sie für gewöhnlich in bescheidenen Verhältnissen auf; nur ein Beispiel weicht von dieser Regel ab, das unserer Schätzung nach dem Ende des 15. Jahrhunderts angehörende Hintergebäude der Winklerstrafse No. 15. Hier erreichen die sonst üblichen schwächlichen Sorten den Umfang und die Gestalt vollständiger Figurenkopfbänder, wie sie sonst nur der Norden kennt, ohne indes das massige derbfeste Äußere der letzteren anzunehmen (s. Fig. 55).

Die Stellung der Kopfbänder und der ihnen herausgeschnitzten Figuren fiel, der geringen Auskragung der Fensterwand entsprechend, vertikal aus; unten stehen die Figuren auf Postamenten, oben beschirmen sie zierliche Baldachine, wozu sich beide Abschlussformen in den verschiedensten Variationen verwendet finden; über einem von ihnen blieb der obere Teil sogar kantig und nimmt so das Aussehen eines vorspringenden Balkenkopfes an. Die Figuren, welche mit je sieben an der Zahl zwei Geschosse der Gebäudeseite zieren, stellen insgesamt Heilige dar und verraten handwerksmäßige Technik. Kennlich durch Attribute sind von ihnen: die h. Agathe, der h. Georg, der h. Sebastian an einem Baume gebunden, die h. Maria mit dem Christuskinde, der h. Christophorus mit eben demselben, die h. Barbara und eine Selbtrittfigur, an den anderen sind die Attribute stark verwittert und unkenntlich.

Ähnlichen Kopfbandbildungen begegnet man zwar gegenwärtig weiter nirgends, doch dürfte ihre ehemalige allgemeinere Verbreitung nicht auszuschließen sein. Dass auch sie dem norddeutschen Einfluss entsprangen, lehrt ein Vergleich, obwohl ihnen andererseits eine gewisse Selbständigkeit nicht abgesprochen werden kann; jedenfalls halten ihre Formen der ihnen aufgebürdeten geringen Last das Gleichgewicht.

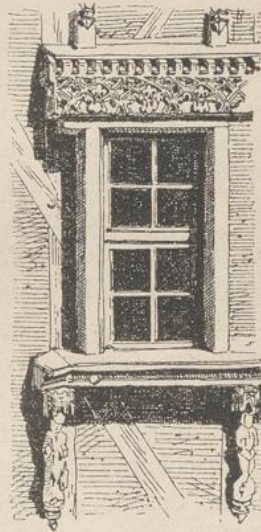


Fig. 55.

Die Kopfbänder einfacherer Gestalt kommen zu wiederholten Malen an Gebäudeaufsseiten in Nürnberg vor, so auch an dem Eckgebäude der Waaggasse No. 11 (s. Fig. 22), woselbst sie als einfach gegliederte, spitz zulaufende Konsolen Platz finden. Eigentlich verdienen sie kaum mehr ihre Benennung, weil sie zu unansehnlichen Holzstücken zusammenschrumpfen, wenn wir sie trotzdem dieser Gattung einverleiben, so geschieht es mehr ihrer Form wegen, als dass wir den Begriff, welcher ihrem Namen in der norddeutschen Holzarchitektur innewohnt, wecken wollten. Da die Ständer an der Fachwerkwand ungleiche Entfernungen einhalten, die Kopfbandstückchen aber an jene gebunden sind, so fiel auch ihre Verteilung regellos aus. Infolge dessen ist ihre dekorative Wirkung nur gering; mit kleinen Wappenschildern geziert, kommen sie an der unteren Schmidtgasse No. 5, sonst noch an dem Albrecht Dürer Hause und einigen anderen unbedeutenden Bauten vor.

2. Balkenköpfe.

In den wenigen Fällen, in welchen Balkenköpfe ohne Verschalung an der Gebäudeaufseite zu tage treten, blieben sie entweder unberührt vom Schnitzmesser, oder sie wurden an ihrer vorderen Seite mit geringfügigen Profilierungen überzogen. An dem Fischer'schen Hause in Marburg (s. Fig. 17) begnügte man sich, die Seitenkanten abzukehlen und das untere Ende leicht abzurunden, hingegen verschob man die nur für Balkenenden erdachten Fratzen und Gesichtsmasken auf die Kopfbandflächen. In etwas lebendigeren Linien bewegen sich die Balkenkopfabschlüsse an dem Rathause zu Alsfeld (s. Fig. 21), woselbst die geringen Geschossvorkragungen die Verwendung von Kopfbändern ausschlossen. Dafür verlieh man den Balkenenden eine geschweifte, an gotische Konsolen erinnernde Gestalt; einer tiefen Einkehlung folgt eine Ausbauchung, die geschweiften Kanten sind abgefast. Erwähnt sei hier noch, dass der Eckbalkenkopf auf seinen beiden Seiten die nämliche Profilierung trägt und mit einer Gehrung endet. —

3. Schwellen, Füllbretter und Fensterbrüstungsschwellen.

Die geringe Höhe der Schwellen einerseits, sowie die schon von Alters her gewohnte Verschalung ihrer Sichtflächen andererseits, hemmten ihre dekorative Ausstattung; geschnittes Bild- oder Ornamentenwerk kommt auf ihnen nirgends vor. Das einzige, wozu man sich verstand, war — wie beispielsweise an dem Alsfelder Rathause (s. Fig. 21) — sie abwechselnd mit Hohlkehlen und Rundstäben zu profilieren. Ein seltener Fall, der sich aus seiner geographischen Lage herleitet, kommt an dem Gasthause zur Krone in Homberg vor; hier unterbrechen Schiffskehlen die untere Schwellenkante zwischen den Balkenköpfen, während die Sichtfläche gotische Profile überziehen (s. Fig. 34). Unbedeutendere Kantenabkehlungen wiesen ferner die Schwellen am Fischer'schen Hause in Marburg (s. Fig. 17) auf.

Die wenigen uns noch überkommenen Füllbretter lassen ein allgemeines Urteil über ihre ehemalige dekorative Ausstattung kaum zu; wahrscheinlich waren sie wie jene des Nordens auch früher mit bunten Flachmustern bedeckt. Wenigstens lassen sich an den gebogenen Brettern des Alsfelder Rathauses noch Spuren einer solchen Bemalung erkennen.

So dürftig wie die Dekoration der Hauptschwelle ausfiel, gestaltete sich auch jene der vorkragenden Fensterbrüstungsschwellen; auch sie belebte man höchstens mit Profillinien (s. Fig. 56), oder mit Schiffskehlen (s. Fig. 22).

4. Ständer und Wanddekoration.

Von der Regel, dass Ständer durchwegs schlicht zu halten seien, müssen einige Ausnahmen verzeichnet werden. In gewissem Sinne trifft dies schon an dem auf Seite 6 näher beschriebenen unteren Abschluss der Ständerstiele mit Kerbschnittrosetten zu, ein Schmuck, der namentlich an schweizer Bauten in mancherlei Gestalt zu finden ist.)*

Wichtiger als jenes Beispiel gilt uns für die Geschichte der süddeutschen Holzarchitektur die Dekoration des Eckständers an dem Hause »zum Nyde« in Frankfurt a. M., weil hier die Gebäudekante zum ersten Male von Schnitzfiguren überzogen wird, in welchen bereits die Grundmotive zu den fortan über 150 Jahre befolgten Zierweisen liegen. Die fragliche Ständerkante ist ihrer größeren Länge nach von einer geraden Fläche abgefast (s. Fig. 18), und mittelst horizontaler Einschnitte, geometrischen Figuren und Blattformen belebt: an den beiden Enden der Fasse zweigen sich Spirallinien ab und treten auf die benachbarten Ständerflächen über. Wiederholt werden wir in dem weiteren Verlauf unserer Ausführungen Gelegenheit finden, auf die Wandlungen eben dieser letzten Form zurückzukommen und nachzuweisen, wie sie in den verschiedenartigsten Variationen immer und immer wiederkehrt. Auch glauben wir nicht fehl zu gehen, wenn wir mit Rücksicht auf die schüchtern auftretenden Linienbewegungen und Motive in unserem Beispiel überhaupt einen der ältesten dekorierten Eckständer erblicken und demgemäß die Verwendung der an ihm auftauchenden neuen Formen nicht weit über seine Entstehung, d. i. etwa 1520, zurückverlegen.

Über Wanddekoration vermittelt geschweiften Riegelhölzer bleibt uns nach dem früher Gesagten (s. S. 42) wenig hinzuzufügen übrig. Am ehesten tritt diese Schmuckweise an der 1480 errichteten Krone in Homberg und an dem ehemaligen Fischer'schen Hause in Marburg auf. An beiden Häusern besitzen die geschweiften Hölzer streng genommen noch die Bedeutung von Schrägstützen; ohne sich, wie es im 16. Jahrhundert eingeführt wurde, zu kreuzen, erfüllen sie durch Abstufen der Ständer konstruktive Aufgaben. Für die Dekoration werden sie erst wirksam infolge ihrer auswärts gebogenen Form und dem inneren Nasenansatz. Denkt man sich ihre Konturen über die Ständer-

*) S. Gladbach, Die Holzarchitektur der Schweiz, II. Aufl. Fig. 71.

flächen verlängert, so entstünde ein regelrechter Spitzbogen mit Kleeblattteilung. Selbst in solcher Gestalt bleibt ihre Ausbildung und Verwendung verständlich, in mancher Beziehung erscheint sie sogar der nordeutschen Urform verwandt. Während aber dort die Tendenz »Überplattungen von Holzstücken nirgends zu dulden« streng befolgt wurde und kein Konstruktionsteil, selbst nicht das Riegelband, einen andern kreuzt und schwächt, ging man im Süden zu einer erweiterten Anwendung gerader und geschweiften Riegelhölzer und Streben über, liefs sie nach Gutdünken einander überschneiden und bildete mit ihrer Hilfe einen für den süddeutschen Ständerbau bedeutungsvollen Flächenschmuck heran. Solche Überplattungen von geschweiften über die volle Stockwerkwand reichenden Streben hat, aufser einigen unbedeutenderen Beispielen aus dem Hessischen, insbesondere das Alsfelder Rathaus (s. Fig. 35) aufzuweisen; hierselbst verrät ihre symetrische Gruppierung die Absicht, dass sie neben ihrer konstruktiven Bedeutung auch dekorativ wirken sollten. An dem nämlichen Gebäude kommen auch zum ersten Male geschweifte sich kreuzende Riegelbänder in den Fensterbrüstungen vor.

5. Fenster und Thüren.

Bei der Erörterung der Fensterkonstruktionen auf S. 21 war schon davon die Rede, dass im 15. Jahrhundert neben schlichten Umrahmungen auch Fenster mit vorgekragten Einfassungen anzutreffen seien, sowie dass die reichsten ihrer Art sich an dem Hintergebäude der Winklerstrafse No. 15 in Nürnberg vorfinden. Teile dieser Einfassung, wie die Fensterbankschwelle und die ihr untergestellten Kopfbänder, haben wir auf S. 47 bereits eingehender beschrieben; es erübrigt uns nunmehr noch der Sturzbalkendekoration zu gedenken. Wie aus Fig. 56 ersichtlich, ist diese einem vorge nagelten Brette eingestochen; das eine Bekrönung darstellende Schnitzwerk besteht aus reichem in Blattspitzen endendem Maßwerk nebst Zinnenbekrönung; wohl verleiht es dem Abschluss der vorgekragten Fensterreihe ein malerisches Gepräge, versäumt es indessen, sich der Konstruktion anzupassen. Ein schräg gestelltes Brett, das ursprünglich schwerlich angebracht sein dürfte, schützt die hinter der Schmuckleiste gelegene Sturzbalkenkonstruktion vor Schlagregen. Die Gewände sind hier, wie überhaupt an allen vorgekragten Fensterreihen des gotischen Zeitalters, schlicht; die Fenster selbst mit runden und sechseckigen Butzelscheiben gemustert.

Auch an Thüren hat uns die gotische Stilperiode nur wenige Reste überliefert. Die Eingangsthüre zum Leinwandhause in Frankfurt a. M. ist durch Fig. 56 wiedergegeben. Obschon sich dieselbe in steinerner Einfassung befindet und das Leinwandhaus auch sonst massiv aufgeführt ist, haben wir sie hier als Beispiel gewählt, weil sie einmal die älteste uns bekannte Hausthüre aus Holz vorstellt, zum andern auf ihrer geschnitzten Schlagleiste des oberen Spitzbogenfeldes ein tüchtiges

Holzornament besitzt, das ebenso gut dem Rahmen eines Holzwohngebäudes eingefügt sein könnte. Dasselbe stammt aus der Zeit um 1430, wogegen die Thürflügel nur als Ergänzung der Illustration hinzugefügt wurden. Aus diesem Beispiel geht hervor, dass an mittelalterlichen Thüren dem Schnitzmesser ebenso gut Anteil zur Herstellung einer passenden Dekoration eingeräumt wurde, als es an ihrer Umrahmung geschah. Das Rankenornament mit dem kecken Adler — das Stadtwappen — ist vortrefflich geschnitzt.

Eine Zimmerthür aus dem Alsfelder Rathause vom Jahre 1512 bringen wir in Fig. 57 zur Anschauung. An ihr besteht die Umrahmung aus einigen Profilwellen, welche, wie damals allgemein üblich, nicht besonderen Verkleidungshölzern, sondern den Thürpfosten und Sturzbalken angearbeitet wurden. Den Thürflügel bilden zwei schlichte Füllungen, umgeben von Leisten und Rahmhölzern, welche ein vielfach verschlungenes Laubrankenwerk bedeckt. Das Ornament, in seiner Formgebung den Fig. 43 und 47 des ersten Bandes gleichend, ist weiter nichts als eine Konturenzeichnung, die sich um wenige Millimeter aus dem flachen Grunde erhebt. Als Grundmotiv dient ihr die stilisierte Distel mit eingeschnittenen Mittelrippen und vielfach sich überschlagenden Blattlappen. Farbenreste von grünen, blauen und roten Tönen bekunden, dass eine Bemalung in ungebrochenen Farben die plastische Wirkung der Schnitzerei unterstützen musste und vermutlich ehemals sämtliche Holzflächen überzog; man findet wenigstens auch auf dem benachbarten Holzgetäfel mancherlei Farbenspuren.

In sich abgeschlossene Vorbauten mit Säulen und Verdachungen kommen in bürgerlichen Wohngebäuden bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts noch nirgends vor.

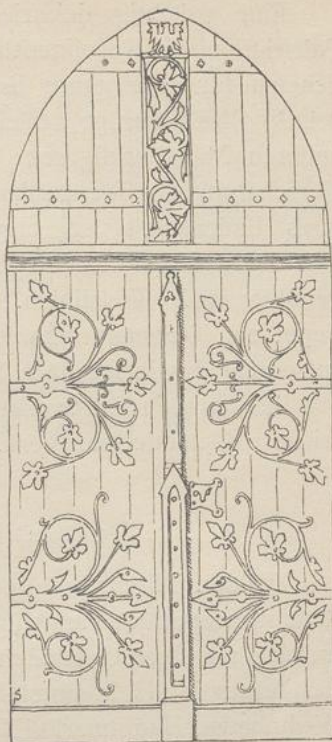


Fig. 56.

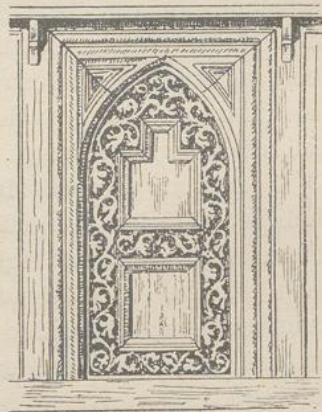


Fig. 57.

6. Treppenanlagen.

Selten begegnet man heute noch älteren dekorativ bemerkenswerten Treppenanlagen; in Treppentürmen lassen sich solche überhaupt nicht erwarten und an unveränderten Innenanlagen gebricht es uns noch mehr als an erhaltenen Gebäudeaufsensen. Wir müssen deshalb wieder zu

jenen Nürnberger Bauten unsere Zuflucht nehmen, welche vermöge ihrer Hofanlagen nähere Beziehungen zu der Holzarchitektur unterhalten.

Eine prächtig dekorierte Treppe befindet sich in einem dortigen Patrizierhause, Karolinenstrasse No. 7. Sie kann gewissermaßen als Schema für eine ganze Reihe ähnlicher Anlagen gelten. Was ihr ein prunkvolles Gepräge verleiht, ist das reiche Spiel von Flambojants und anderen Maßwerkfiguren, womit das Treppengeländer und die untere Verschalung des Treppenlaufes geziert sind. Analysiert man die Elemente ihres Linienspiels, so ergeben sich an letzterem zwei Systeme von sich kreuzenden Wellenlinien, an ersterem Durchschneidungen von geraden und Kreislinien. Kräftige Handleisten, gedrehte Abschlusriegel zur Treppenverschalung, sowie eine runde Geländersäule tragen außerdem das ihrige dazu bei, den malerischen Aufputz noch zu erhöhen.

In kleineren Fachwerkwohngebäuden ersetzen gedrehte Docken das reichere Geländermaßwerk.

7. Dekoration der Chörlein und Erker.

Zu den Mischstilgeschöpfungen, welche mehr der gotischen als der Renaissanceperiode angehören, rechnen wir eine Zahl von Chörlein, welche, massiven Gebäuden angeheftet, getreue Übersetzungen der Steinarchitektur in Holz vorstellen. Solch einen Ausbau gibt Fig. 40, dem Wohnhause Hauptmarkt No. 23 in Nürnberg entnommen. Unten tritt der Kragstein mit einem Karnies, Zahnschnittplatte und Eierstabwelle aus der Hauptwand hervor. Hierauf beginnt erst der eigentliche Holzbau, dessen Schwellenverschalung eine scharf unterschnittene Platte nachahmt. In gotischem Kleide und Geiste werden alsdann die Kanten durch Rippen betont und die Fensterbrüstungen mit Maßwerk geschlossen; oben maskiert eine ausladende Platte mit Hohlkehlenprofilierung die Rahmholzverbindung, während ein schieferbedecktes Zeltdach das Chörlein zum Abschluss bringt.

Nach dem gleichen Muster wurden in Nürnberg eine ganze Reihe ähnlicher Chörlein ausgeführt. Wennschon aus Holz gefertigt und insofern Kinder unserer Holzarchitektur, besitzen sie, weil ihre Form in Stein gedacht, an Steinbauten angebracht und ohne weiteren Zusammenhang mit dem Ständerbau sind, für dessen Entwicklungsgeschichte nur ein untergeordnetes Interesse. Ihre Kenntnis hat für uns nur insofern gewissen Wert, als wir in ihnen die Vorbilder zu einer Anzahl Erkerbauten an wirklichen Fachwerkhäusern erblicken dürfen, so namentlich zu jenen, welche unten spitz zulaufen und polygonalen Grundriss aufweisen.

Wir würden uns in Wiederholungen ergehen, wollten wir hier nochmals auf die anderen gotischen Erkerbauten zurückkommen; ihre Dekoration ist zu eng mit der Konstruktion verwachsen, als dass sie sich von ihr losschälen liefse; indem wir daher auf die betreffenden

Stellen Seite 27 verweisen, bemerken wir nur noch, dass weiteres Schnitzwerk an ihnen nicht vorkommt, sie vielmehr ausschließlich durch ihre malerische Gesamtbildung wirken.

Von den wenigen nennenswerten Bauten der gotischen Periode führen wir auf:

Marburg, Ständerhaus von 1320, vor einigen Jahren abgebrochen, durch Wort und Bild erhalten von Schäfer und Bickel. Fischer'sches Haus, von etwa 1480, 1866 abgebrochen, durch Bild erhalten von Cuno.

Homburg, Niederhessen. Gasthaus zur alten Krone, vom Jahre 1480.

Alsfeld, Rathaus vom Jahre 1512.

Zierenberg.

Frankfurt am Main. Hinter dem Lämmchen No. 10, zum Mohrenkopf vom Jahre 1470, Haus »zum Nyde« von etwa 1520.

Boppard. Markt No. 11, vom Jahre 1496.

Clotten, Moselthal. Bürgerhaus, von etwa 1500.

Nürnberg. Hofseite der Winklerstrasse No. 15 vom Ende des 15. Jahrhunderts. Karolinenstrasse No 7 und No. 4 vom Jahre 1519.

Gmünd. Heiligegeisthospital vom 1495 und Kornhaus vom Jahre 1507.

Tübingen. Rathaus vom Jahre 1435, ist aber im Laufe der Zeit so vielfach verändert worden, dass von der ursprünglichen Anlage nichts mehr zu erkennen ist.

Bei dem Vergleich der süddeutschen Gruppe mit der norddeutschen fällt allerdings der Umstand ins Gewicht, dass wir es hier mit verhältnismäßig wenigen Vertretern zu thun haben, allein die spärlichen Reste sind so charakteristisch und stehen so im Einklang mit späteren zahlreicheren Gruppen, dass wir ihren Wert, wie es in der Vorbemerkung geschah, wohl abzumessen im stande sind.

II. Die Renaissanceperiode.

Im südlichen Deutschland vollzog sich der Eintritt in die Renaissance im allgemeinen schneller als im Norden. Ihre für Stein erdachten Grundformen und Motive finden hier einen um so aufnahmefähigeren Boden, als ja das Patrizierhaus sich wohl bereits im 15. Jahrhundert des dauerhafteren Baumaterials zu bedienen begann, in dem gotischen Stilgefühl aber nicht die passende Sprache zu seiner dekorativen Ausschmückung finden konnte. Die sich immer wiederholenden Elemente

des Mafswerks, die geringe tektonische Ausdrucksfähigkeit der Spätgotik in ihren Stützformen, konnten den markig und sicher vorgezeichneten Aufbaulinien der Säulen, Pilaster und Gebälke, welche obendrein den Vorzug hatten, mit der inneren Gebäudekonstruktion in organischem Zusammenhang zu stehen, nicht lange entgegen arbeiten. Die gröfsere Prachtliebe trug den Sieg davon und bald — der Prozess vollzog sich in der Steinarchitektur im Laufe weniger Jahre — waren die gotischen Formen entweder ganz verdrängt oder doch nur auf ein bescheidenes Mafs, auf Flächendekorationen, beschränkt.

Stand nun schon zur Zeit der gotischen Herrschaft die süddeutsche Holzarchitektur auf unsicheren Füfsen und schwankte, ohne die nötige Klärung zu finden, ziellos zwischen Nachahmungen von Steinformen und einigen bescheidenen Anläufen zu selbständigen Ornamentengebilden, so konnte der Kampf, welchen das Renaissancegefühl mit der verzopften Gotik am Holzbau auszufechten hatte, nach dem Vorgang in der Steinarchitektur auch nicht lange unentschieden bleiben; die gotischen Reminiszenzen waren bald weggefeht und die Renaissance als Landesornamentensprache eingeführt. Kann man in der süddeutschen Holzarchitektur das erste Auftreten von Renaissancemotiven etwa von 1515 ab erkennen, so ist mit 1530 auch die andere Grenze bezeichnet, bis zu welcher gotische Elemente vorherrschen. Nur Nürnberg macht von dieser Regel eine Ausnahme, indem hierselbst gotisches Mafswerklinienspiel bis tief in das 17. Jahrhundert zur Belebung von Flächen vorkommt, wie es scheint, weil ein gleichwertiger Ersatz, d. h. eine Flächendekoration mit der nämlichen Schattenwirkung mangelte.

Gehen zwar der süddeutschen Holzornamentik jene scharf ausgeprägten Motive ab, welche die norddeutschen, insbesondere die niedersächsischen Bauten nach ihrem Alter ziemlich sicher bestimmen lassen, so können wir sie doch auch in drei zeitlich von einander geschiedene Gruppen gliedern, welche in ihrer Formensprache erkennbare Abweichungen aufweisen. Die erste Gruppe, die der Frührenaissance, beginnt um die Zeit von 1520 und geht etwa 1560 in die zweite, die der deutschen Renaissance über; jene dauert etwa 70 Jahre, um etwa 1630 von dem Barockstyl abgelöst zu werden, unter dessen Herrschaft die Holzarchitektur in der Mitte des 18. Jahrhunderts ihr Ende erreicht.

Was die Ornamentensprache betrifft, so weicht sie vermöge ihrer anderen Ziele und ihrer anderen Bestimmung wesentlich von der norddeutschen ab. Dient dort die Dekoration der Konstruktion als Dolmetscher, versucht sie vor allem deren Funktionen deutlich zu veranschaulichen, so trägt sie hier mehr dazu bei, jene unkenntlich zu machen; konnten wir sie dort als das formbildende Fleisch des Gerippes bezeichnen, so erfüllt sie hier — um unseren Vergleich weiter zu spinnen — mehr die Rolle eines Kleides, das die Gebrechen und Unregelmäßigkeiten des eingehüllten Körpers verbirgt. Die weitaus gröfsere Mehrzahl der dekorativen Zierraten steht nicht in unmittelbarem Zusammenhang

mit der Konstruktion, sondern bedient sich zu ihren Formen eigener, dem Holzgerippe angehefteter Träger.

Die kostbarste Perle besitzt die süddeutsche Holzarchitektur in einem Eckhause des Domplatzes in Straßburg vom Jahre 1589, das in mancherlei Hinsicht an die Braunschweiger Bau- und Dekorationsweise erinnert. Besonders merkwürdig ist an ihm, dass mit Ausnahme einiger Giebelhölzer reiches Schnitzwerk alle sichtbaren Holzflächen überzieht, was sonst in gleichem Umfang im Süden nirgends wieder anzutreffen ist. Insofern weicht es also von obigem allgemein gehaltenen Skizzenbilde der süddeutschen Holzarchitektur ab und verdient als ebenbürtiges Gegenstück zu dem Hildesheimer Knochenhaueramthause aufgestellt zu werden.

Nächst Straßburg kommen die Holzbauten von Frankfurt a. M., sowie diejenigen des Mittelrheins und der Mosel in Betracht. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts macht sich an ihnen gleichwie an ihren norddeutschen Schwestern das Bestreben bemerkbar, den Fensterbrüstungen das Backsteinmauerwerk zu benehmen und an seiner Stelle große Holzplatten einzufügen. Bediente man sich indessen im Norden zu deren Schmuck allegorischer und mythologischer Figuren, überwies man also dem Schnitzmesser wieder einen großen Teil der Dekorationsaufgabe, so enthielt man sich hier seines Gebrauchs und griff, um die Fläche dekorativ zu verwerten, statt seiner zur Säge. Man hielt hierbei an den überkommenen Traditionen fest und verzichtete lieber auf jedes weitere Ornament, als die nunmehr gewissermaßen in einander verwachsenen Verriegelungen fallen zu lassen.

Ihres ausgedehnten Gebrauchs erfreute sich insbesondere die Thüringer Gruppe, von welcher wir Vertreter besitzen, an denen auch nicht ein Wandfach ohne diesen Schmuck geblieben wäre.

Das Neckarthal mit Schwaben wendet hingegen seine Dekorationslust vornehmlich einer reichen Abwechslung von Fenstereinfassungen zu, während Hessen sich in mancher Beziehung, wie z. B. in der Ornamentik seiner Füllhölzer und Schwellen der norddeutschen Tonart nähert. Allen Gruppen gemeinschaftlich war aber die Sorgfalt, welche man der Verzierung von Eckständern entgegenbrachte; an ihnen räumte man dem Schnitzmesser das größte Wirkungsfeld ein und verschmähte es nicht, selbst ganze Bildergruppen anzuordnen.

Eine eigene Gruppe vertreten die Nürnberger Hofanlagen mit ihren Holzgallerien; ihre Dekoration ist so wenig mit der eigentlichen Konstruktion verwachsen, dass sie mehr Kulissen gleicht, streng genommen steht sie nur in mittelbarem Zusammenhang mit der Holzarchitektur.

Der Barockstil hat seinen reichsten Vertreter in dem Salzhaus zu Frankfurt a. M.; als Kind seiner Zeit zählt das genannte Gebäude den denkwürdigsten Leistungen der gesamten deutschen Holzarchitektur zu. An ihm ist der süddeutsche Brauch, die Fensterreihen vorzukragen,

gefallen; es besitzt, abgesehen von den Schnitzereien, schlichte Stockwerke, durch leichte Vorkragungen von einander getrennt; dafür gibt seine gänzliche Verschalung Anlass, von jeder vertikalen durch Ornamentik unterstützten Gliederung abzusehen und der Dekorationslust alle Schranken zu öffnen. Das Salzhaus bezeichnet nicht nur in konstruktiver, sondern vornehmlich in dekorativer Hinsicht bei allen Schönheiten der technischen Ausführung den Höhepunkt der Verwilderung.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nimmt der Schnitzreichtum allerwärts ab, während Malereien an seine Stelle treten; damit war aber der Anstoss, der Außenwand eine glatte Fläche zu verleihen, gegeben und nachdem im 18. Jahrhundert die Malereien auch verschwinden, blieb nur noch der weiß oder grau gefärbte Putzstrich übrig. Mit seiner Hilfe raubte man dem Ständerhause den letzten Rest von Eigenart und verlieh ihm das Äußere eines Steinbaues; doch damit nicht genug verwandelte man häufig selbst reich dekorierte ältere Holzbauten in solche Nachahmungen und verkleisterte ihre oft prächtigen Schnitzereien durch groben Mörtelbewurf.

Wir beginnen wieder mit der Beschreibung der Einzelformen und flechten, wo es not thut, ihre zeitlich verschiedenen Wandlungen ein.

1. Kopfbänder.

Nach früheren Ausführungen unterscheiden wir drei verschiedene Gruppen Kopfbänder:

1. Balkenstützen mit dreieckigem Zuschnitt,
2. frei vom Gebäude heraustretende Streben,
3. kleinere Stützen unter den vorgekragten Fensterreihen.

Zwar treten sie zeitlich wie örtlich neben einander auf; im allgemeinen kann man jedoch annehmen, dass sich die erste Gruppe vorzugsweise auf Frankfurt und weitere Umgebung bis in die Zeit von 1570 beschränkt, während sich die beiden anderen Gattungen nicht nur über das ganze süddeutsche Ständergebiet verbreiten, sondern auch während der gesamten Dauer der Renaissanceperiode in Gebrauch bleiben.



Fig. 58.

Die erste Gruppe, von welcher wir in den Figuren 58, 59, 60, 61 bis 64 eine reichere Auswahl wiedergeben, schließt sich mit ihrem ältesten Vertreter Fig. 58, der schon auf Seite 43 am Hause »zum Nyde« näher erörterten Grundform eng an. Schwächlich, nach innen geschweift und oben, als Ersatz des unsichtbaren Balkenkopfes, mit quadratischer Fläche endend, kennzeichnen sich jene kümmerlichen Gewächse, die durch ihre spärliche Anzahl an den durch sie gezierten Gebäuden noch kleinlicher erscheinen, als sie es ohnehin sind. An Breite kommen sie etwa einer halben Ständerdicke gleich. In Fig. 58 belebt die schmale Vorderseite eine Reihe auf einander gestellter Kelche, die Breitseite eine Art Palmettenornament. Reicher ausgebildet und von ansehnlicherer Größe sind

die Kopfbänder an dem Eckhause »unter den Tuchgaden No. 2« vom Jahre 1548 in Frankfurt a. M., von denen wir in Fig. 59 eines zur Darstellung bringen. Die Hausecke zieren hier sogar drei solcher Stützen, welche in mancherlei Hinsicht an die Figurenkopfbänder des Nordens erinnern. Auf mächtigen, Konsolen bildenden Kelchen stehen kleinere Figuren, deren mittlere einen bewaffneten Landsknecht, deren linke eine nackte Lukrezia, das Schwert sich in die Brust stoßend und deren rechte eine gleichfalls nackte weibliche Figur, die Justitia mit Schwert und Wage, vorstellen. Den übrigen Teil der Vorderseite füllt ein Löwe mit Wappenschild am mittleren Kopfbande, Kelch- und Blattornamente an den beiden anderen aus, das obere Rechteck beschließt eine Rosette.

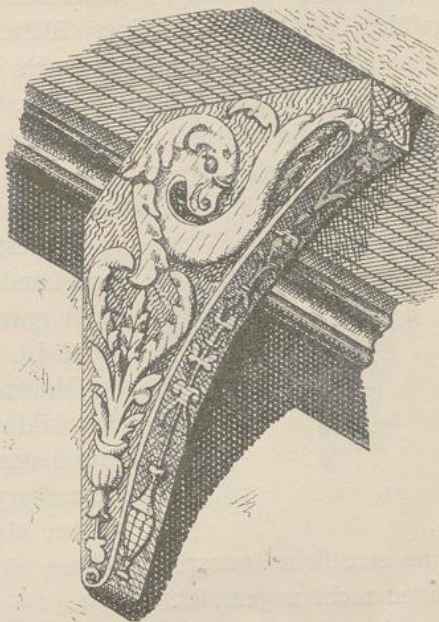


Fig. 59.

Unser Beispiel enthält auf der Seitenfläche einen Delphin mit Blattwerk; auf der Vorderseite entwächst einer Vase ein Rankenstamm, aus dem sich verschiedene Blatt-, Kelch- und Blütenbildungen entwickeln.



Fig. 60.



Fig. 61.



Fig. 62.

An dem Eckhause »zum kleinen Engel« am Römerberg in Frankfurt a. M. vom Jahre 1562 nehmen die Kopfbänder schon mehr die Form der Deutschrenaissance an. Ein Teil von ihnen ist nach dem in Fig. 60 dargestellten Schema ausgeführt; hier sehen wir einen langbärtigen einer Volutenrolle aufgestellten Türken, an anderen treten außer fremdländischen auch wohl humoristische Figuren auf. Spezifischen Lokaltypus nehmen die Kopfbänder in dem durch Fig. 61 wiedergegebenen Muster an; Pan-Silenförmige Figuren, untermischt mit Kartuschen und anderen

Deutschrenaissance-Elementen scheinen mittelst Band- und Rankenwerk an den Kern gebunden (abgesehen von dem oberen Abschluss, kann diese Kopfbandart als eine verkleinerte Spezies der im I. Teile durch Fig. 117 dargestellten norddeutschen Gattung gelten); in Fig. 88 ist die dem Kopfbande oben verliehene Balkenform auch auf der Seite als solche weitergeführt und mittelst einer Blätterwelle hervorgehoben. Wiederholt begegnet man in Frankfurt noch ähnlichen Balkenstützen, so auch an der neuen Kräme No. 15 (s. Fig. 62); sie alle gehören der Zeit von 1560 bis 1580 an und zeichnen sich dadurch aus, dass ihre Seitenflächen Kartuschenwerk tragen.

Aus zwei Voluten, einem Hundekopf und einem angedeuteten Balkenende besteht in derselben Stadt eine andere Kopfbandlösung, die an einigen Häusern der Schnurgasse, so auch an No. 56 (s. Fig. 63), zu sehen ist. Ferner tragen noch mehrere Häuser der Marktsraße und in der Fahrgasse verwandte Stützbildungen. In einer stark unterschrittenen Profilierung der Vorderseite beruht ihr Reiz am Römerberg No. 12 (s. Fig. 64). Eigentlich können sie nur als Dekorationsstücke aufgefasst werden,

eine ernstliche Inanspruchnahme, eine Übertragung größerer Lasten wird ihnen nicht zugemutet.

Am Gasthof »zum deutschen Haus« in Dinkelsbühl sind den vortretenden Balken oder richtiger Schwellen langgestreckte Volutenkonsolen von derber Gestalt als Stützen untergeschoben (s. Fig. 80), welche hier außer ihrer dekorativen Bedeutung ausnahmsweise auch eine konstruktive Aufgabe erfüllen.

Die zweite Gattung, die der freistehenden Stützen ist zahlreicher verbreitet und in allen Gruppen vertreten.

Zur Unterstützung einer Holzgalerie dienen sie an der 1519 errichteten Hofseite des Wohngebäudes, Karolinenstraße No. 4 in Nürnberg (s. Fig. 65); hier in Gestalt zweier aneinander gereihten Voluten.

Ein interessantes Beispiel mit ausgesprochener Verwandtschaft zu den gotischen Figurenkopfbändern Norddeutschlands stammt aus Frankenberg a. d. Eder (s. Fig. 66) vom Jahre 1565. Könnten bei den Frankfurter Kopfbändern noch Zweifel herrschen, ob ihr oberer quadratischer Abschluss auch wirklich die Nachbildung eines Balkenkopfes bedeute, so tritt hier die nämliche Absicht noch klarer zu Tage; nicht allein dass dieser Stelle der Schrägstrebe eine beträchtliche Hohlkehle eingeschnitten wäre, wir finden ihr sogar eine nur den Balkenköpfen eigentümliche Zierform, eine Gesichtsmaske, eingefügt. Die untere größere Kopfbandhälfte

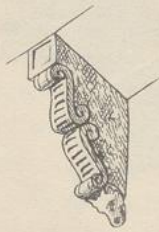


Fig. 63.



Fig. 64.

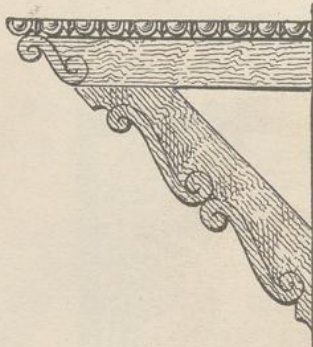


Fig. 65.

gleicht einer langgezogenen Hohlkehle, von einer stehenden Figur ausgefüllt. Das Schlüsselbund und das Vorhängeschloss am Gürtel verraten in ihr den Kellermeister, der mit Hilfe seiner beiden Hände den Mund möglichst weit aufreißt, um uns mit nicht miszuverstehender Geberde mit Hohn zu überschütten. Die Figur ist höchst originell und gehört zu den besten dekorativen Leistungen der hessischen Gruppe. Dem Linienzug der Seitenflächen schmiegt sich ein Dreipass an.



Fig. 66.

In Fig. 67 bringen wir eine Erkerstütze aus Boppard am Rhein vom Jahre 1579, welche gleichfalls oben mit einer Balkenkopfmaste abschließt. Den unteren abgefasten Teil beleben drei neben einander gesetzte Flechtschnüren. Das nämliche Schema mit Blattranke statt Schnur findet sich an einem Hause in Münstermayfeld a. d. Mosel (s. Fig. 38) verwendet und kommt außerdem noch vereinzelt am Oberrhein vor.

Drei prächtige Eckkopfbänder in Strebenform und der Geschmacksrichtung der Deutschrenaissance (s. Fig. 68), welche mit den Frankfurter Stützbildungen in engen Beziehungen stehen, schmücken, der dortigen Kirche gegenüber,

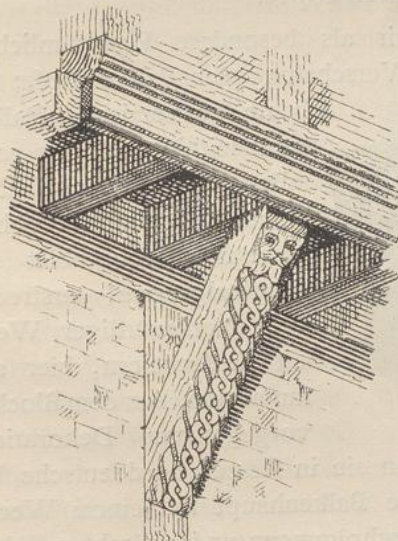


Fig. 67.

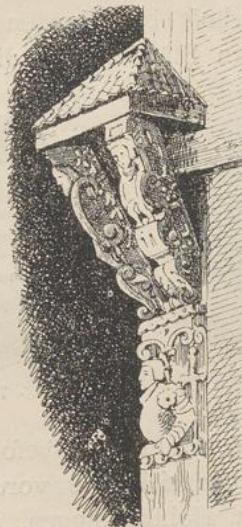


Fig. 68.

ein Eckgebäude in Kronberg am Taunus. Sie setzen sich aus einem Gemisch von Konsolen, Kartuschen, Metallornamenten und figürlichen Motiven zu einem seltsamen Gebilde zusammen und erinnern lebhaft an die auf Seite 92, I, beschriebene Hildesheimer Gattung. Wie jene der

Lachner, Holzarchitektur II.

Frankfurter Gruppe, welcher sie angehören, schliessen sie oben mit markierten Balkenköpfen ab.

Originell wird die Strebenformbildung an dem 1734 errichteten Erkervorbaue des Hauses No. 154 in Rhense am Rhein, woselbst sie die Gestalt von Figuren mit mächtigen Reiterstulpstiefeln annimmt. Trotz ihrer Maskierung bewahrt sie ihre kantige Grundform und damit auch den Charakter der Stützen (s. Fig. 39).

Die dritte und letzte Gruppe liefern die kleinen Stützen unter den vorgekragten Fensterbrüstungsbalken. Wie nicht anders zu erwarten, leitete sie die Renaissance aus dem älteren vertikalen Schema (s. S. 45) in die Volutenkonsolenform über.

Mit einer Maske bekleidet und einem schuppenbedeckten Wulste abgeschlossen finden sie an dem Hofgebäude der Roteckreuzstrasse No. 1 in Frankfurt a. M. im Jahre 1590 Verwendung (s. Fig. 99). Sie behalten aber dieselbe Gestalt selbst dann, wenn sie zu Scheinstützen herabsinken und in Wirklichkeit nur den Abschluss des vorgeschobenen Fensterständers vorstellen.

Schliesslich haben wir noch eines Kopfbandes am Salzhaus zu Frankfurt a. M. zu gedenken, dessen Form und Art der Verwendung ohne Seitenstück dasteht. Es dient dem vorspringenden Wandrahmenbalken an der Ecke als Stütze und trägt die Gestalt einer halben weiblichen Figur mit Tücherbehang und Volutenabschluss. Ohne Frage darf es den besten Details jenes Hauses beigezählt werden (s. Fig. 78).

Balkenköpfe.

Wiederholt bezeichneten wir als besondere Eigentümlichkeit des süddeutschen Ständerbaues die Verschalung der Balkenköpfe; die Aus-



Fig. 69.



Fig. 70.

beute an verzierten Balkenenden kann mithin auch nur gering ausfallen. Ihr geographisches Vorkommen beschränkt sich auf das hessische Grenzgebiet mit der Lahnthgruppe, erstreckt sich aber merkwürdiger Weise auch auf Niederbayern, hier allerdings nur als eine aus dem Blockbau hervorgegangene Dekorationsweise.

Ihrer Mehrzahl nach befolgen sie in Hessen norddeutsche Vorbilder und begnügen sich, das vordere Balkenhaupt mit einem Wechsel von Rundstäben, Hohlkehlungen, Abschrägungen und gedrehten Schnüren zu beleben (s. Fig. 74). Hingegen treten an einer sonst verputzten Wandfläche des Gasthofs zum Reichsapfel in Limburg einige Balkenköpfe hervor, deren Formgebung auf eine ehemals reichere architektonische Gliederung des Hauses schliessen lässt. Vermutlich hat dieselbe in einem vorgesetzten Säulenaufbau bestanden; denn wahrscheinlich stellen die beiden

in Fig. 69 u. 70 wiedergegebenen Beispiele zwei Kapitäle vor, welche ohne darunter befindliche Halbsäulen nicht gut gedacht werden können. Als freie Endigung vorspringender Balkenstumpfen ist ihre tektonische Behandlung aber erst recht widersinnig; nur weil man an dieser Stelle eines Holzkörpers bedurfte, und weil es einfacher und haltbarer war, die Kapitäle den verlängerten Balken anzuschneiden, als vorzunageln, treten sie aus der Mauerfläche hervor. Sie bilden also lediglich Teile einer Scheidekoration, die sich der konstruktiven Elemente, so gut als es eben ging, für ihre Zwecke bemächtigte.

Die zweite Art sichtbarer Balkenköpfe findet sich vorzugsweise in Regensburg vertreten. Sie besteht aus mehreren über einander geschobenen Balkenenden, die an Stelle schräg gestellter Kopfbänder das vorkragende Geschoss unterstützen (s. Fig. 71 u. 72). An ihnen wechseln Platten, Abschrägungen, Hohlkehlen und Rundstäbe in buntem Durcheinander ab und verleihen der Vorderseite eine lebhafte Schattenwirkung. Die unteren Balkenstumpfe sind schmaler wie die oberen und lassen deutlich ihre gegenseitigen Grenzen erkennen. Beachtet man, dass sich der Blockbau in der Umgebung von Regensburg bis heutigen Tages erhalten hat, sowie dass seine inneren Wandbalken häufig genug Geschossvorsprünge als Stützen dienen, zu welchem Zwecke sie einander vorge-schoben, mit Profilen abgeschlossen und dekorativ verbunden sind, so wird man unschwer die große Ähnlichkeit beider Bauweisen erkennen. Eine an dieser Stelle erwähnenswerte Eigentümlichkeit der Regensburger Fachwerkhäuser besteht ferner darin, dass selbst an mehrstöckigen Häusern nur das erste Stockwerk über das Erdgeschoss vorkragt, alle übrigen hingegen ohne jedwede Vorsprünge bleiben; auch verdient der auffallende Schwellenabschluss mancher Bauten in Form eines Stichbogens (s. Fig. 72), welcher die Vorstellung steinerner Vorkragungen mittelalterlicher Festungs- und Burganlagen erweckt, hierzu gezählt zu werden. Als ganzlich vereinzelt Schnitzbild trägt ein Gebäude dortselbst an der Unter-sicht eines vorspringenden Balkens sogar eine ganze Christusfigur. Dem Alter nach gehören obige beide Figuren der Zeit um 1540 an.

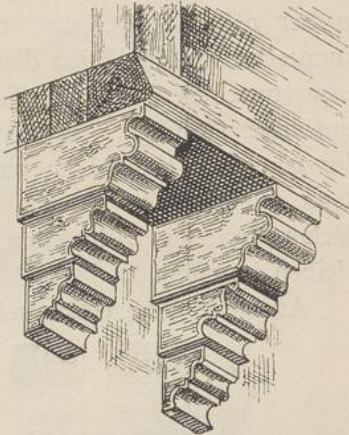


Fig. 71.

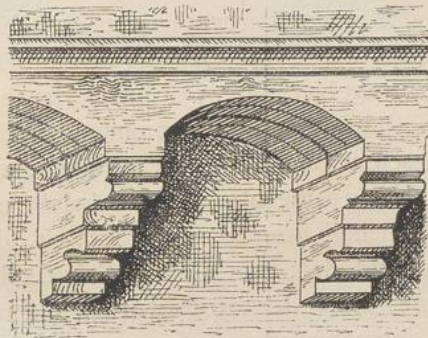


Fig. 72.

3. Schwellen und Verschalbretter.

Im Gegensatz zu den breiten Bilderfriesbalken des Nordens boten die niedrigen Schwellen des Südens wenig Anlass zu einer nennenswerten Dekorierung. In der Regel sind sie mit den Schalbrettern der Balkenköpfe zu einem Gesimse vereint und entweder gleichfalls mit Profillatten verdeckt oder von flachen Kehlen und Stäben gegliedert. Von diesen dürftigen Schwellenzierden bringen wir in Fig. 67 ein Beispiel aus Boppard vom Jahre 1579; sie sind übrigens auch anderwärts in der nämlichen Gestalt zu finden und verleihen durch ihre langen ununterbrochenen Linien den durch sie geschmückten Bauten einen scharf ausgesprochenen Horizontalismus, gleichzeitig aber auch ein langweiliges eintöniges Gepräge. Nicht wenig mag zu ihrer allgemeinen Verwendung der gänzliche Mangel an passenden Holzornamenten beigetragen haben, denn nur so lässt es sich erklären, wenn so wirksame Dekorationsflächen, wie sie Schwellen liefern, im großen und ganzen unbenutzt bleiben konnten.

An geschnitzten Schwellen unterscheiden wir zwei Arten: solche

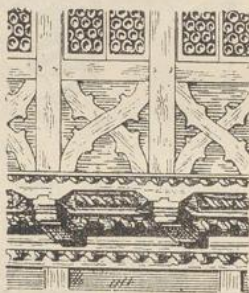


Fig. 73.

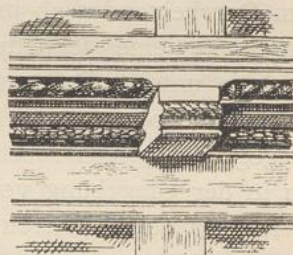


Fig. 74.

mit Kantenunterbrechungen zwischen den Balkenköpfen und solche ohne diese. Die erste Gattung beschränkt sich ausschließlich auf das hessische Grenzgebiet. Fig. 73, einem Hause in Fulda aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entnommen, besitzt einen Schwellenbalken mit tief ausgeschnittenen und von gewundenen Schnürstücken ausgefüllten Schiffskehlen; seine obere Hälfte belebt eine Konsolenreihe mit Plättchen. Ein ähnliches Beispiel stellt Fig. 74, dem 17. Jahrhundert angehörend, aus Alsfeld dar; hier ist die Schiffskehle beträchtlich zusammengeschrumpft und statt der Konsolenreihe eine flache Profilierung gewählt. Die Kantenabfasung, jener vortreffliche holztechnische Gebrauch, der sich zur Belebung von Holzflächen so vorzüglich eignet, kommt übrigens in bescheidenen Dimensionen, wie beispielsweise in Krummhübel im Riesengebirge (s. Fig. 94), auch stellenweise in anderen süddeutschen Gruppen vor.

Der zweiten Schwellengattung begegnet man vereinzelt im ganzen süddeutschen Ständerbauggebiet. Mit gotischen Motiven untermengt, besteht ihr Ornamentenkleid an der dem Jahre 1519 entstammenden Hofseite der Karolinenstrasse No. 4 in Nürnberg aus Stabbildungen und Bandverschlingungen, außerdem sind ihr in größeren Intervallen als

Stützen schwächerer Ballustradenverblendungen gänzlich missverstandene Volutenkonsolen angeheftet (s. Fig. 75).

In der nämlichen Stadt, an dem Rückgebäude der Tucherstraße No. 15, vom Jahre 1543, atmen die Ornamentenmotive der Schwellen den Geist der Hochrenaissance; zwei figürliche Ornamentengebilde zu beiden Seiten einer Vase bilden an ihnen das sich mehrmals wiederholende Leitmotiv (s. Fig. 76), das der Möbelornamentik entnommen zu sein scheint.

Am Markt No. 19 in Marburg, vom Jahre 1566, kommt das auf

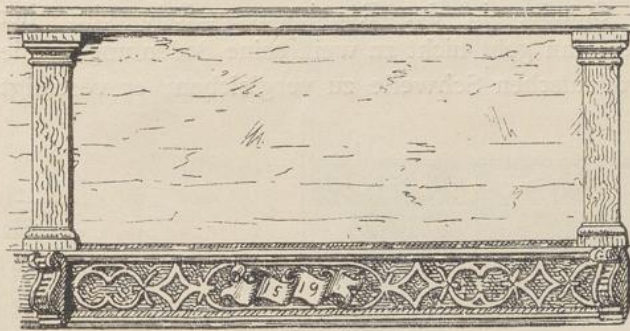


Fig. 75.

S. 95, Fig. 120, I, beschriebene, in Münden und Kassel heimische Schwellenmotiv vor, an dem unteren Geschoße hingegen ein flaches dreiteiliges Bandgeflecht (s. Fig. 77), wie wir es bereits in Stadthagen (s. Fig. 97. I) antrafen, zu dem sich noch ein Kerbschnittornament hinzugesellt.

Diesen vereinzelt Leistungen, welchen man etwa noch einige Alsfelder und Dinkelsbühler Schwellen mit gedrehten und perlenbesetzten



Fig. 76.

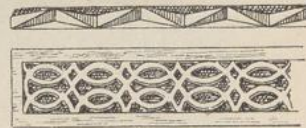


Fig. 77.

Schnüren hinzufügen darf, haben wir noch etliche geschnitzte Verschalbretter von Frankfurter Häusern anzureihen.

An dem etwa 1540 aufgeführten und schiefergedeckten Wohngebäude des Marktes No. 28 befindet sich vor der Giebelschwelle eine Bohle mit Palmettengebilden und Gesichtsmasken. Ähnliche Motive, Masken mit Tücherbehang im Wechsel mit Triglyphen, trägt das Verschalbrett der Balkenköpfe an dem schon wiederholt genannten Gebäude Römerberg No. 28. Darstellungen aus der Legende des verlorenen Sohnes und des Sündenfalles nehmen die Flächen der Schalbretter an dem kleinen Höfchen des Wohnhauses, Alter Markt No. 30, ein, die etwa der Zeit um 1580 angehören mögen. An dem 1590 entstammenden Hofgebäude der Rotkreuzstraße No. 1 (s. Fig. 99), bedecken die Schalbretter Tiermasken mit Blumenguirlanden und zu einem verknöcherten Ast- und Laubgewinde mit Bandguirlanden verwandelt sich das nämliche Ornamentenschema an dem Salzhaus (s. Fig. 78).

Noch geringfügiger fiel der Schnitzschmuck an den wenigen, verkümmerten Füllhölzern, deren sich die süddeutsche Holzarchitektur ausnahmsweise bediente, aus. An Fig. 73 aus Fulda besteht er in einer Konsolenreihe, in Fig. 74 aus einem mit Blättern besetzten Rundstabe, in Fig. 90 endlich aus einer aufwärts gerichteten Blätterwelle.

4. Ständer.

In der Dekorierung von Holzflächen mit Schnitzwerk nimmt der süddeutsche Ständer in der Renaissanceperiode eine hervorragende Stellung ein. Man geht nicht zu weit, seine Bedeutung in dieser Hinsicht mit der norddeutschen Schwelle zu vergleichen; er vereinigt die kunst-



Fig. 78.

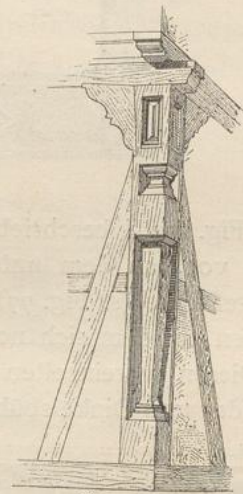


Fig. 79.

volleren Schnitzarbeiten des Hauses auf seinen Sichtflächen und wird zeitweilig sogar der Träger figürlicher Gruppenbilder. Insbesondere genießt der Eckständer eine auffallende Vorliebe; wenn irgend wo an einem Gebäude das Schnitzmesser Anwendung fand, so galt es sicherlich an ihm.

Hinsichtlich ihres Schnitzwerks teilen wir die Ständer in zwei Gruppen: 1. Ständer, an welchen ein konstruktiver Gedanke zum Ausdruck gebracht ist, 2. Ständer, welche ein rein dekoratives Gepräge tragen. Zur ersten Gruppe zählen alle Stützbildungen, wie Säulen, Karyatiden, Atlanten, Hermen u. s. w.; in ihrer Technik unterscheiden sie sich wesentlich von ihren norddeutschen Brüdern; sie heben sich vom Grunde ab und stehen mit jenen Konstruktionsteilen, deren Stützung sie versinnbildlichen, in direkter Verbindung. Für gewöhnlich bediente man sich zu ihrer Dekorierung eigener Schalhölzer, und wo man solche den Ständern nicht vorsetzen konnte, wie an den Eckpfosten, bewirkten sie eine Scheingliederung, welche nicht selten dem oberen Ständerabschluss die Gestalt eines selbständigen Pfostens verleiht (s. Fig. 79). Niemals

kommt aber der Fall vor, dass wie in Hildesheim den beiden Nachbarseiten eines Eckständers, je eine Verblendsäule eingeschnitten wäre; zum mindesten wird die Eckkante unterbrochen und von einer Dreiviertelsäule ausgefüllt. An prunkvolleren Anlagen, wie namentlich an den offenen Galleriegängen der Nürnberger Höfe, pflegt man der Säule auch

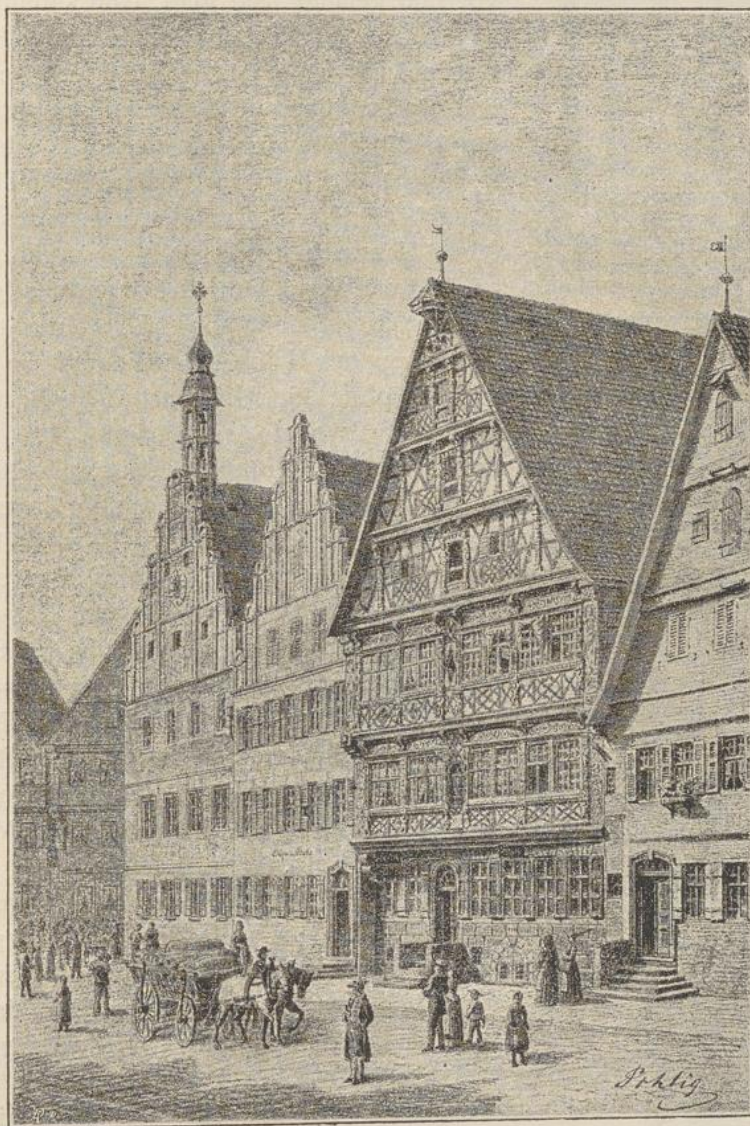


Fig. 80.

einen architektonischen Unterbau zu verleihen und sie in Geländerbrüstungshöhe abzuschließen; in diesem Falle wird der oberen Ständerhälfte eine Halbsäule, der unteren ein Postament vorgesetzt. An Stelle des letzteren begegnet man mitunter wohl auch langgestreckten Konsolen (s. Fig. 112), oder anderen Ständerverkleidungen, wie gotische Maßwerk- und Passbildungen (s. Fig. 42). In allen diesen Fällen

schwingt sich indessen die Holzornamentik nirgends zu einer selbständigen Entwicklung empor; immer beharrt sie auf Nachbildungen ursprünglicher Steinformen und kommt damit über eine gewisse Schablone nicht hinaus.

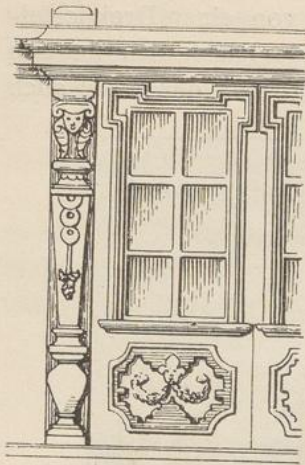


Fig. 81.

In Nürnberg herrscht die toskanische Säule vor und gelangt bald glatt, bald kanelliert zur Verwendung; Kandelabersäulen und Hermen waren dafür am Rhein und Main im Gebrauch und treten dortselbst namentlich mit den Fenstereinrahmungen in direkte Verbindung (s. Fig. 99). Als hervorragendstes Beispiel dieser Art führen wir die Ständerformen des Deutschen Hauses in Dinkelsbühl, vom Jahre 1543, an. Abweichend von dieser sonst allgemein gültigen Regel stellt uns Fig. 81 eine Ständerbekleidung aus Mainz, Augustinerstrasse No. 75, vom 18. Jahrhundert vor, welche, ohne mit den Fenstern in Berührung zu treten, sich zusammengewürfelter Barockformen bedient.

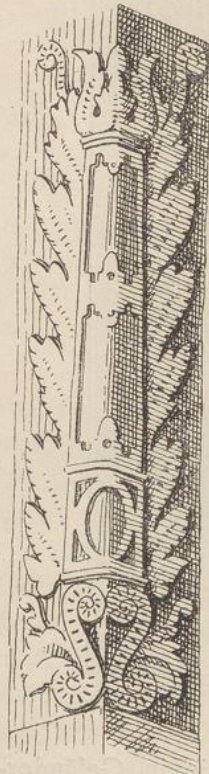


Fig. 82.

Zu der zweiten Gruppe zählen wir alle jene Ständer, deren Zierraten nicht in direktem Zusammenhang mit der Konstruktion stehen. Teils stellen sie rein ornamentale Gebilde, teils ganze Figuren vor und beschränken sich vorzugsweise auf Hausecken. Die erste Sorte vertreten die Figuren 82 bis 87, die zweite Sorte ist durch die Figuren 89 und 90 vergegenwärtigt; der Eckständer aus Idstein (Fig. 82) trägt den Formgeschmack der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, diejenigen aus Alsfeld und Homberg (Fig. 83 bis 87) den des 17. Jahrhunderts. Manche von ihnen bestreben sich, die Bedeutung der Stütze zum Ausdruck zu bringen, wozu sie gewundene, halbrunde, und Kandelabersäulen mit Blätterkapitälern verwenden, es mangelt ihnen jedoch der untere und obere horizontale Abschluss (s. Fig. 79), so dass sie trotz ihrer ertümlichen konstruktiven Bedeutung dieser Gruppe einverleibt werden müssen. Andere häufig auftretende Motive besitzen die Eckständer in geflochtenen Schnüren, Schuppenornamenten und Gesichtsmasken; ihr gebräuchlichstes Motiv besteht aber in einer Volutenspirale, die in allen möglichen Variationen immer und immer wieder den Abschluss, resp. die Verbindung der Schnitzzierraten mit der unberührten oberen und unteren Ständerkante vermittelt und so den etwa durch Stützformen ausgesprochenen konstruktiven Gedanken in einen dekorativen umwandelt. Wir machten schon früher, Seite 47, auf das erste Entwicklungsstadium

dieser Form aufmerksam, hier begegnet sie uns als vollendetes Schema. Ständer mit ganzen Figuren oder Gruppen sind verhältnismäßig selten. Ihrem größeren Aufwand entsprechend, beschränkt sich ihre Anwendung auf einige hervorragendere Bauten, an solchen kommen sie aber in dem ganzen südwestdeutschen Gebiet vor. Einen der ältesten Ständer dieser Art gibt die Fig. 88 aus Frankfurt a. M., Römerberg No. 28, vom Jahre 1562, wieder. Ihm ist der Paradiesbaum angeschnitzt, dessen fruchtreiche Äste zwei Vögel bevölkern, während sein Stamm eine Schlange mit einem Apfel im Maule umwindet. Ehemals standen zu seinen beiden Seiten auch Adam und Eva, doch hat sie der biedere Hauseigentümer mit Rücksicht auf ihre Nacktheit, sowie auf die Unver-

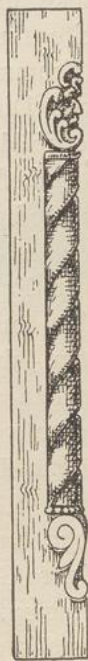


Fig. 83.



Fig. 84.



Fig. 85.



Fig. 86.



Fig. 87.

dorbenheit Neugieriger entfernen lassen. Den anderen Eckständer desselben Hauses zieren musikalische Instrumente.

Mit dem Christuskinde auf dem Rücken stellt sich uns ein lebensgroßer Christophorus an einem Eckständer der Burgstrasse No. 6 in Boppard am Rhein vor.

Eine halbe Rittersfigur mit Harnisch angethan und einem Schwert umgürtet, sieht uns am Eckständer des Gasthofes zu den drei Rittern in Kronberg im Taunus (s. Fig. 68) entgegen.

Reichhaltiger fiel der Bilderschmuck an den drei übereinander befindlichen Eckständern des mehrfach genannten Straßburger Hauses am Domplatz aus. Sie bergen in Nischen weibliche Figuren in Begleitung von Tiersymbolen. Am ersten Geschoss nimmt diese Stelle die Pietas, ein Kind an der Hand führend ein, am zweiten ist es die Fides mit

einem Kreuz und am dritten die Spes in betender Haltung. Der Pietas ist das Pelikanmotiv, die Opferung Christi, als Illustration des Erlösers Barmherzigkeit beigesellt, die Fides ist in Begleitung eines Adlers und die Spes in jener eines Greifen. Berücksichtigt man die Figuren der vorgeschobenen Fensterständer an der Langseite, auf welche wir in einem folgenden Abschnitt noch eingehender zu sprechen kommen, so kann man den Tiersymbolen wohl auch die Bedeutung der drei Religionen, unten das Christentum, in der Mitte das Heidentum und oben das Judentum unterlegen (s. Fig. 89).



Fig. 88.

Besonderer Reiz wohnt den meist scherzhaft gehaltenen Figuren der kleinen Ständerstücke unter den Fensterbankriegeln inne. An der Langseite finden wir auf ihnen ein ganzes Orchester, vom Trommler und Dudelsackpfeifer an bis zum Violinisten und Dirigenten, an der Giebelseite hingegen die zwölf Sternbilder durch ihre Zeichen wiedergegeben. Sie alle sind flott und vortrefflich geschnitzt und verraten die kundige Hand des Meisters.

In Nischen gestellte Figuren finden an Eckpfosten häufiger Raum. Fig. 90 stellt einen solchen mit einem modisch gekleideten Bauersmann aus dem Jahre 1609 vor, der ein größeres Haus am Marktplatze zu Alsfield ziert. Zur Stütze der Figur dient eine von zwei in einem Kopfe endende Löwen getragene Eierstabwelle.

Einen anderen Eckpfosten mit Nische und vorspringendem Postament zeigt Fig. 91, einer Gebäudeecke aus Cochem vom Jahre 1625 entnommen. Zweifelsohne war früher eine Figur hier untergebracht.

5. Wandverzierungen und Fensterbrüstungsplatten.

Die aus geschweiften Riegelhölzern zusammengefügte Wandverzierungen zählen zu den hervorragendsten Merkmalen der süddeutschen Holzarchitektur. Im norddeutschen Ständerbaugebiet sind uns, abgesehen von den modernen Bauten, nur wenige Fälle bekannt, an welchen sie anzutreffen wären; selbst zur Verfallzeit, als man sich dort wie allerwärts gekreuzter Riegelbänder zu bedienen begann, bewahren sie ihre ältere geradlinige Gestalt. Dagegen wissen wir bereits aus dem vorigen Kapitel, in welcher früher Zeit sie an dem süddeutschen Fachwerksbau Bedeutung erlangen. Ihre weitere Ausbildung und allgemeinere Benutzung nimmt in der Renaissanceperiode stetig zu und erreicht mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts den Höhepunkt.

Wir begegnen in ihnen einem so vielgestaltigen Flächenmusterreichtum, und ihre Verbreitung ist dabei eine so allgemeine, dass wir

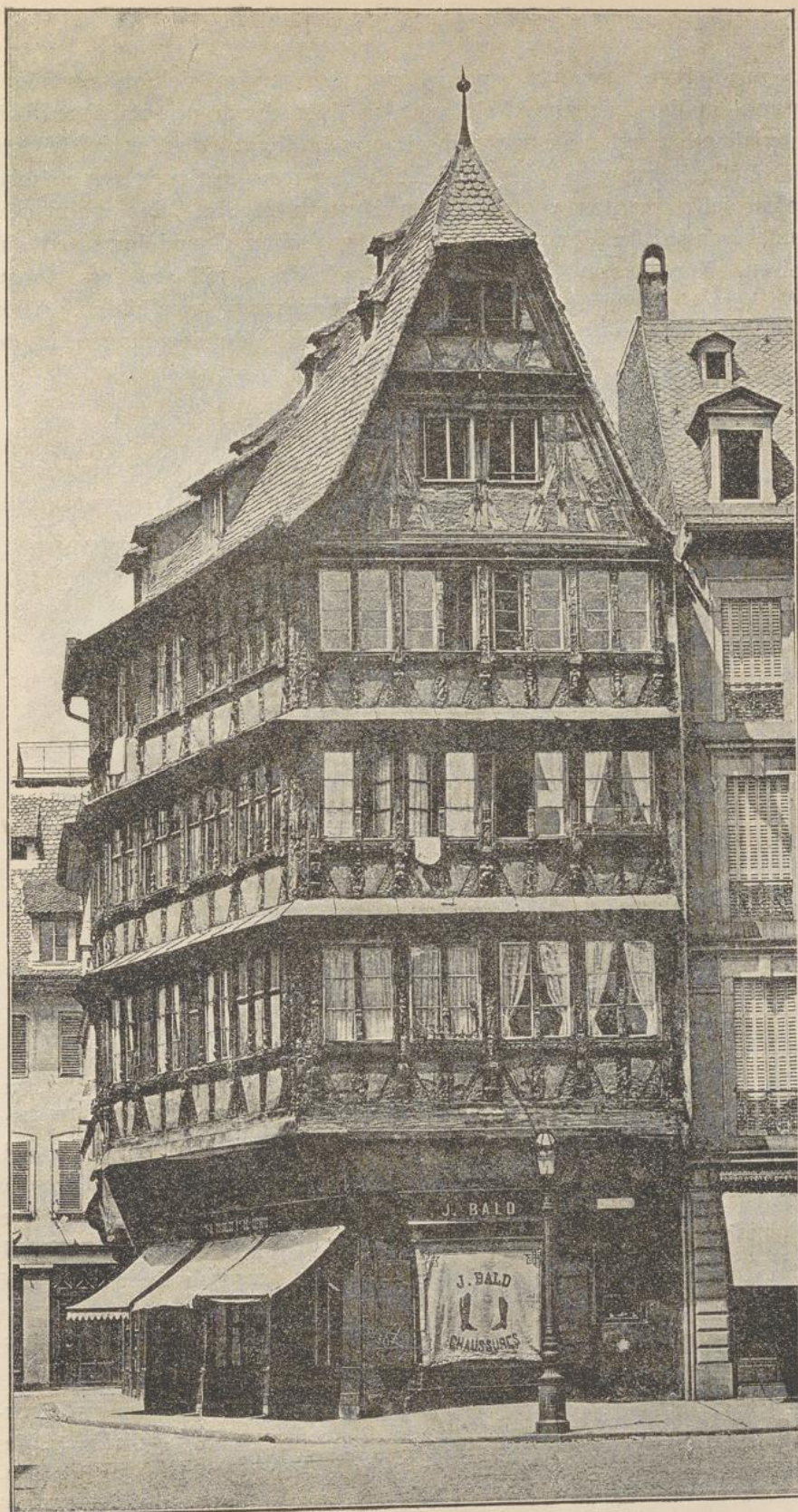


Fig. 89.

9*

das zu Gebote stehende Material nur schwer zu sichten vermögen. Sowohl in der Zeichnung, als auch in dem durch verschiedene Rohmaterialien bedingten Farbenwechsel herrscht die grösste Mannigfaltigkeit, wobei alle Formen, wie es schliesslich den meisten durch symmetrisches Linienspiel erzeugten geometrischen Mustern ergeht, eine mehr oder minder scheinbare Verwandtschaft mit gotischen Grundelementen aufweisen. Nur diesem Umstande leitet sich das Urteil ab, dass sie aus gotischer Zeit stammen und eine ältere Verzierungsweise bilden. Allerdings kommen, wie wir gesehen, geschweifte Verriegelungen in der

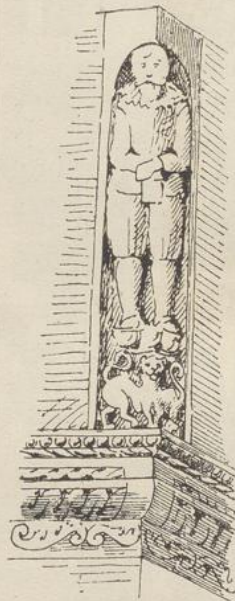


Fig. 90.

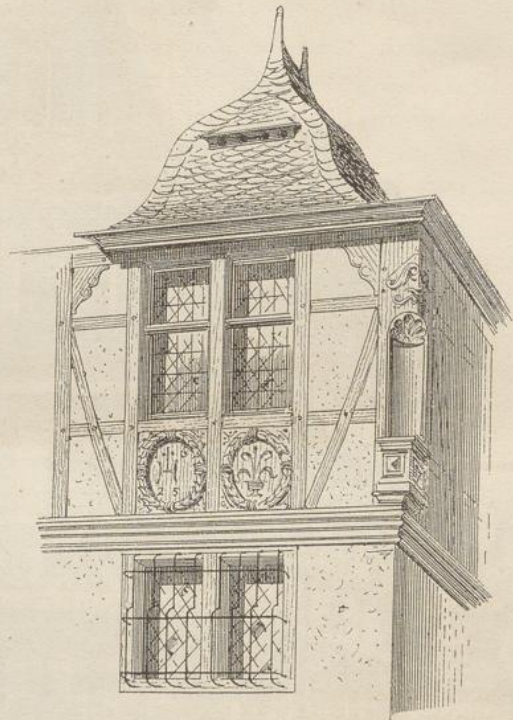


Fig. 91.

gotischen Periode vor, allein sparsam und in einfacher Gestalt; ihre reichere Gruppierung, ihre Zusammenfügung zu vielgestaltigen Figuren ist ein Werk der Renaissanceperiode, vermittelt deren sie dem süddeutschen Ständerbau eine wirksame stilgerechte Wanddekoration einerseits, ein lokales Gepräge andererseits verleiht. Wir stehen daher auch nicht an, diesen der Natur des Holzes herausgewachsenen Riegelbandmotiven eine selbständige Entwicklung zuzuschreiben, die mit bewusster Nachahmung spätgotischen Mafswerks nichts zu thun hat, vielmehr ebensogut ohne irgend welche Kenntnis gotischer Stilformen entstanden sein kann.



Fig. 92.

Behufs Bildung ihrer Muster wählte man vorzugsweise folgende Elemente: 1. das gerade, 2. das viertelkreisgrosse, 3. das halbkreisgrosse, 4. das doppeltgeschweifte / förmige Riegelholz und 5. zur Ausfüllung

rechten Winkelecken ein geschweiftes dreieckiges Riegelband (s. Fig. 92). Durch Kombination dieser Elemente, durch ihre Verzierung mittelst kleinerer geschweiften Ansätze, Astauswüchsen, durch veränderte Maßverhältnisse, sowie durch Ausschneidungen von Herz-, Blatt- und Kelchlinien wird der Formenreichtum geschaffen, der als Flächendekoration

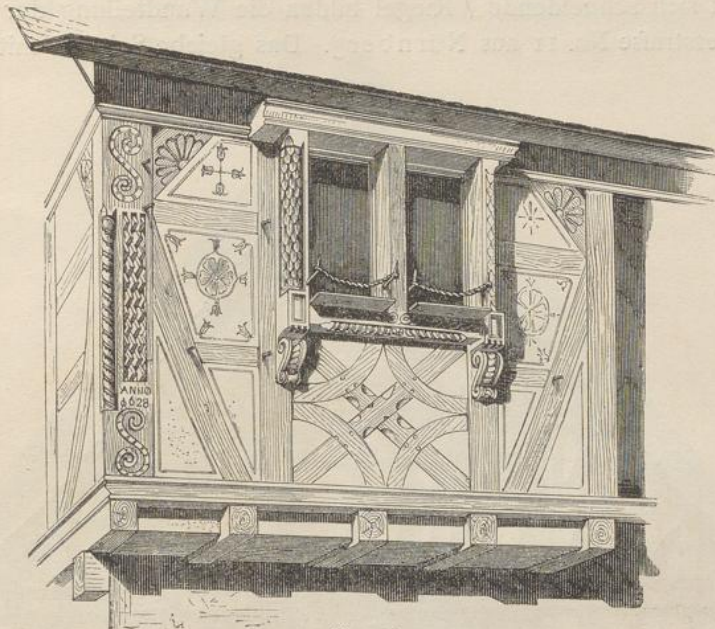


Fig. 93

seine Wirkung auf den Beschauer nie verfehlt, wohl aber sich noch verstärkt, wenn, wie es nicht selten der Fall, das Linienspiel des Holz-

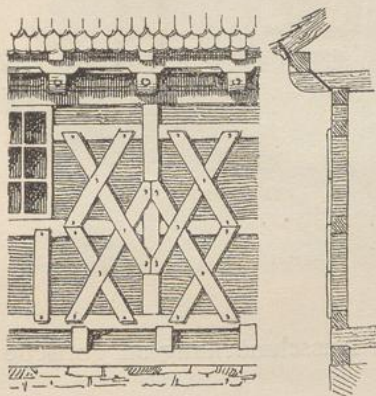


Fig. 94.

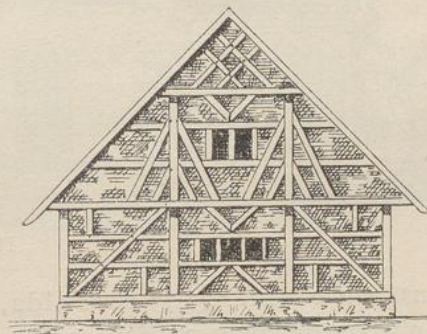


Fig. 95.

gerüstes durch buntfarbige, gemusterte Ziegel- und Bausteine oder von verputzten mit Schablonenmustern belebten Gefachen unterstützt wird (s. Fig. 93).

In ihrem einfachsten Gewande, als geradlinige sich kreuzende und schräg gestellte Riegel, stellt sich die Wandverzierung in der Fig. 94, am

Gasthause zum Riesengebirge in Krummhübel dar; ähnlich wird sie noch heute im Riesengebirge vielfach ausgeführt. Die nämlichen geradlinigen Überschneidungen sind auch dem fränkischen Bauernhause eigen, für welches Fig. 95 ein Schema aus der oberen Maingegend wiedergibt. Man trifft sie aber auch in Thüringen und Hessen und anderen Gauen.

Zwei sich schneidende / Riegel bilden die Wandteilung der Fig. 29, Augustinerstrafse No. 11 aus Nürnberg. Das gleiche Schema mit Nasen-



Fig. 96.

ansätzen enthält Fig. 73 aus Fulda, in dieser Ausschmückung an gotische Spitzbogenbildungen erinnernd.

Verschiedenerlei Zusammensetzungen von geraden, viertelkreisgekrümmten und doppelt geschweiften Riegeln besitzen mehrere Häuser in Rhense am Rhein*); insbesondere bietet das Haus No. 135 vom Jahre 1571 gefällige Muster mit gespaltenen Nasenansätzen.

In kleineren Gefachen beleben die Verriegelungen die Fenster-

*) S. Ortweins Deutsche Renaissance, Lieferung 158 bis 160, Blatt No. 11.

brüstungen der Giebfelder am Saalhof in Frankfurt a. M. (s. Fig. 14), nehmen aber hier schon teilweise den Charakter von geschlossenen Füllungsbrettern an.

Die Hofseite des Wohngebäudes No. 343 in Rothenburg a. d. Tauber*), wie auch jene der Coburger Veste, enthält zahlreiche aus geraden, runden und doppelt geschweiften Riegeln zusammengefügte Motive,

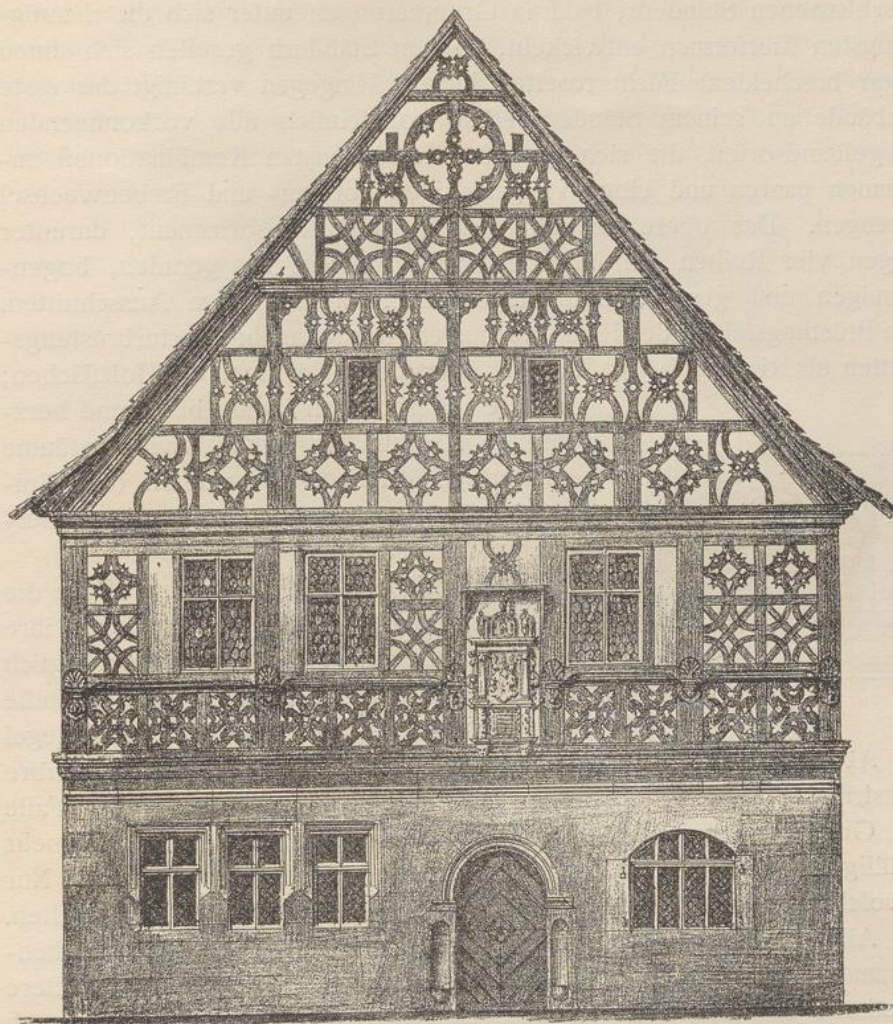


Fig. 97.

welche in diesem Falle unverkennbar die mit gotischem Malswerk bekleideten Galleriebrüstungen anderer Hofanlagen nachzuahmen suchen.

Am deutschen Hause zu Dinkelsbühl vom Jahre 1543 (s. Fig. 80) verband man die gegenüberliegenden Ebenen mit flach geschweiften Krummriegeln und stellte mit ihrer Hilfe Drei- und Vierpassfiguren her.

Ihre reichste Ausbildung erlangen indes ohne Frage die Riegel-

*) S. Ortweins Deutsche Renaissance, Lieferung 8, Blatt 15.

musterbauten in Thüringen, wie sich unsere Leser aus den Fig. 96 und 97 überzeugen können. Das eine dieser beiden Gebäude (Fig. 97) stammt vom Jahre 1605, das andere aus etwas früherer Zeit, beide befinden sich in Heldburg. An letzterem, Fig. 96, gegenwärtig das dortige Gerichtsgebäude, fiel die Ausstattung der Gefache vornehmlich dreieckigen Riegelbändern zu, die bald im Verein mit den von ihnen eingeschlossenen Ständern, bald in Gruppierungen unter sich die mannigfaltigsten Zierformen entwickeln, an den Ständern gesellen sich ihnen sogar bescheidene Fächerrosetten hinzu. Hingegen vereinigt das erste Gebäude an seinem Ständeroberbau so ziemlich alle vorkommenden Riegelbandsorten, die sich in den verschiedensten Kombinationen zusammen paaren und einen vielgestaltigen Formen- und Farbenwechsel erzeugen. Das obere Giebfeld krönt ein Kreisornament, darunter folgen vier Reihen von abwechselnden Mustern aus geraden, bogenförmigen und geschweiften Riegeln nebst herzförmigen Ausschnitten. Die Brüstungsfelder des Hauptgeschosses gleichen mehr Fensterbrüstungsplatten als Riegelgefachen, so sehr überwiegen an ihnen die Holzflächen;

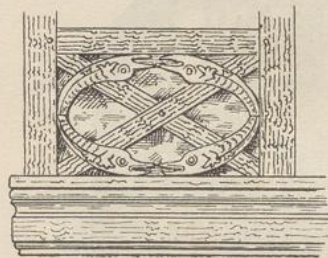


Fig. 98.

letztere unterbrechen kleine blatt- und herzförmige Ausschnitte, deren Zwischenräume buntfarbige Terrakotten ausfüllen (das Epitaphium in der Mitte besteht wie der Unterbau aus Sandstein).

Unstreitig erreichte an diesem Hause die Wanddekoration mittelst Krummhölzer ihre höchste Vollendung. Sahen wir ursprünglich an der süddeutschen Holzarchitektur an Stelle von geradlinigen Riegelbändern Krummriegel zur Absteifung von Wandständern verwendet, welche wie jene ihre konstruktive Aufgabe klar erkennen lassen, so bezweckt in diesem Falle ihr Gebrauch nur die Befriedigung dekorativer Gelüste, dem mehr zufällig nebenher auch eine konstruktive Bedeutung innewohnt. Nur in solchem Sinne können sie als Ziermittel der Renaissanceperiode gelten.

Alle diese Musterbildungen bezwecken, buntgestaltige Flächenornamente herzustellen und schlossen daher für gewöhnlich weitere plastische Zuthaten aus. In wenigen Fällen wich man indessen auch von dieser Regel ab und schnitt den Riegelbändern kleinere Zierformen ein. Das erste Beispiel gibt hierfür Fig. 29 aus Nürnberg, woselbst Rosetten und Rankenwerk die Krummhölzer bedecken. Ein anderes höchst originelles Beispiel, das in seiner Art einzig in der Holzornamentik dasteht, stellt Fig. 98 in einem Brüstungsfelde des Eckgebäudes aus Boppard, Marktplatz No. 6 vom Jahre 1579, dar. Hier verlieh man den gebogenen Riegelhölzern die Gestalt von Fischen, und gruppierte je vier derselben zu einem geschlossenen Ellipsenbogen.

Als letztes Beispiel führen wir das durch Fig. 89 wiedergegebene Straßburger Domplatzgebäude auf, an welchem dreieckige Riegelbänder

mit selbständigem Ornamentenschmuck vorkommen, wie sie sonst nur den Braunschweiger Bauten jener Zeit eigen waren.

An Fensterbrüstungen mit vorgesetzten Platten kann man hinsichtlich ihrer dekorativen Behandlung zwei verschiedene Gattungen unterscheiden: 1. Platten mit ausgesägten Zierformen und 2. Vollplatten mit Schnitzschmuck. Die ersteren sind die Endprodukte in dem Entwicklungsprozesse des allmählig überhand genommenen Riegelwerks, welches man der Einfachheit halber nicht mehr aus einer gröfseren Zahl sich überplattender und kreuzender Hölzer herzustellen beliebte, sondern durch Aussägen entsprechender Lücken aus einer Platte verfertigte. Als natürliche Folge dieses Verfahrens ergab sich, dass reichere Zeichnungen

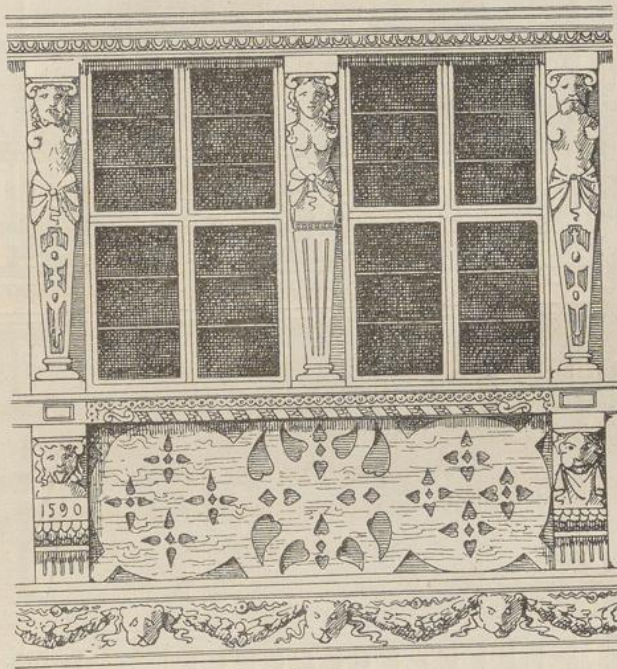


Fig. 99.

gewählt wurden und die Ausschnittöffnungen sich mehrten; wofür vorstehendes Beispiel, Fig. 99, hinreichenden Beleg liefert*). Der Linienzug der gedachten Riegelübersetzungen lässt sich in diesem Falle leicht erkennen und bedarf keiner weiteren Erörterung. Der Zeit nach beschränkt sich ihr Vorkommen auf das Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts.

Dieser Kategorie haben wir auch alle jene Platten einzureihen, welche wie in Nürnberg gotische Passbildungen bekleiden und zum Schmuck von Fenster- und Galleriebrüstungen dienen. Von der vorigen Gruppe unterscheiden sie sich dadurch, dass sie nicht wie jene Krummhölzer nachzuahmen suchen, sondern sich einzig und allein in ermüdenden Wiederholungen gotischen Maßwerks, sowie Drei- und Rundpässen ergehen, also eine bewusste Nachbildung von Steinformen erstreben,

*) Siehe auch Lübke, Deutsche Renaissance, 2. Aufl. II. Band Fig. 373 aus Boppard.
Lachner, Holzarchitektur II.

die nichts weniger als den Charakter des Holzes zum Ausdruck bringen will; zur näheren Veranschaulichung des Gesagten dienen die Fig.

Ein anderes hierhergehörendes Beispiel enthält Fig. 100, die Gallerie einer der Pegnitz zugewandten Gebäuderückseite in Nürnberg; man

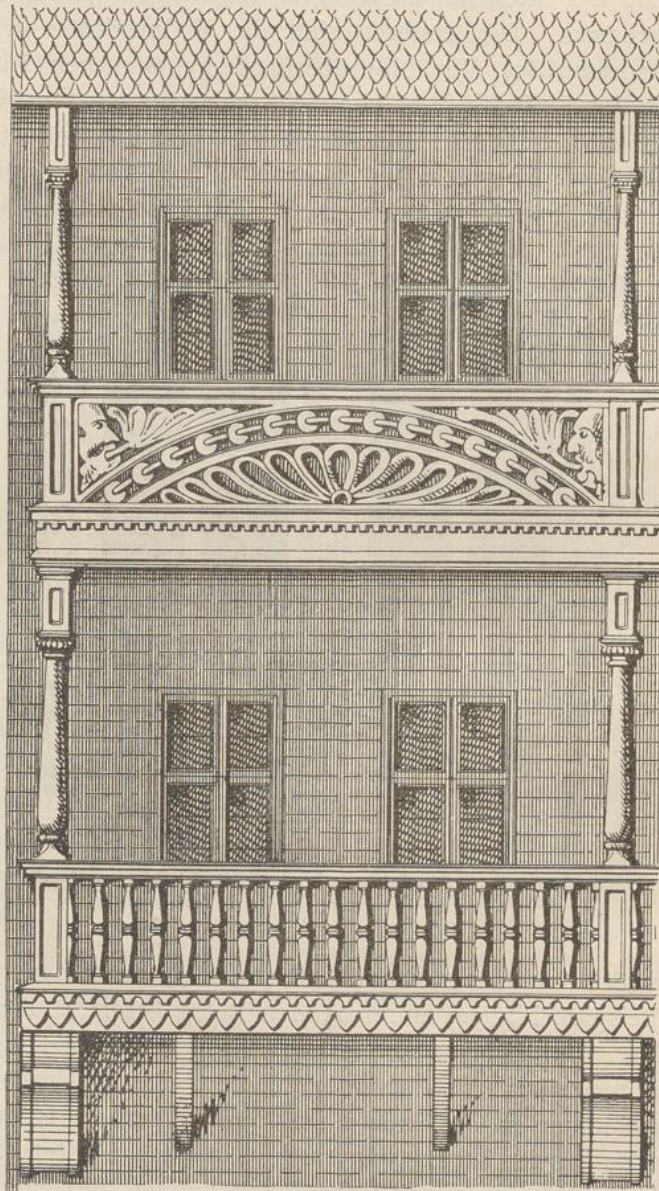


Fig. 100.

bediente sich hier zwar auch durchsägter Brüstungsplatten, vermied aber gotische Motive, an ihrer Stelle ordnete man Stichbögen mit großen Perlenschnüren an und füllte die Bogenfläche mit einer Art Fächerrosette, die oberen dreieckigen Zwickelfelder hingegen mit geschnitzten figürlichen Motiven.

Die zweite Gattung, die der geschnitzten Vollplatten, dient selten zum Aufputz ganzer Brüstungsreihen, sondern beschränkt sich für gewöhnlich auf einige bevorzugte Stellen. Hauptsächlich wenn es sich darum handelte, das Wappen des Hausherrn anzubringen, oder die Erbauungsjahreszahl anzugeben, fügte man sie einzelnen Gefachen ein; im übrigen kennen wir nur zwei Fälle, wo sie in größerer Zahl den Schmuck oder Schutz ganzer Hausfacaden zu bilden hatten.

Zeitlich geordnet führen wir nachstehend einige Beispiele an. Je zwei Platten besitzen die Wohnhäuser No. 135 und 136 in Rhense; an ersterem enthält die eine Tafel einen lateinischen Spruch und gibt als Jahreszahl der Erbauung 1571 an, die andere weist auf das in dem Hause ursprünglich betriebene Gewerbe hin und stellt zwei Böttcher, ein Fass zimmernd, dar; an dem Nachbarhause füllen figürliche und Rankenornamente die Flächen.

In Idstein, Obergasse No. 30, schnitzte man ihnen nach Art der norddeutschen Fensterbrüstungsplatten figürliche Motive ein, in unserer Figur einen Adler, umgeben von Deutsch-Renaissanceornamenten (s. Figur 101). Als Muschelnischen bildete man sie an einem Erker der Klingengasse in Rothenburg a. d. T. aus (s. Fig. 100). Ein Beispiel vom Moselthal gibt Fig. 91 aus Cochem vom Jahre 1625.



Fig. 101.

Die ausgedehnteste Verwendung erfuhren sie aber an dem ganz von Brettern eingeschalteten Salzhaus zu Frankfurt a. M., hier, um reicheres Schnitzwerk an sich aufzunehmen (s. Fig. 102 und Fig. 78.) Die figürlichen Bilder an dem ersten Holzgeschosse bestehen auf den beiden mittelsten Feldern aus Blumen und Bänder tragenden Engeln, auf den außen gelegenen Tafeln, aus den Vertretern der Jahreszeiten als vier in verschiedenen Lebensaltern stehenden mit Attributen versehenen männlichen Figuren. An den oberen Platten erlangt das Ornament das Übergewicht; ihren Mitten sind stark vortretende Menschen und Tierköpfe vorgehängt und diese von Kartuschen und Metallornamenten umrahmt. Jenes hochinteressante Gebäude, das dem Anfang des 17. Jahrhunderts angehört mag, besitzt aber nicht allein unter den Fensterriegeln geschnitzte Platten, sondern ebenfalls an allen anderen Feldern, desgleichen aber auch geschnitzte Verschalbretter vor den Balkenlagen und Rahmhölzern. Sie alle tragen üppiges Rankenwerk, untermischt mit figürlichen Motiven und Formen, welche sich schon stark dem Barockgeschmack zuneigen. (Fig. 100 enthält nur den Holzaufbau des Salzhauses, ein aus Quadern ausgeführtes Erdgeschoss befindet sich darunter).

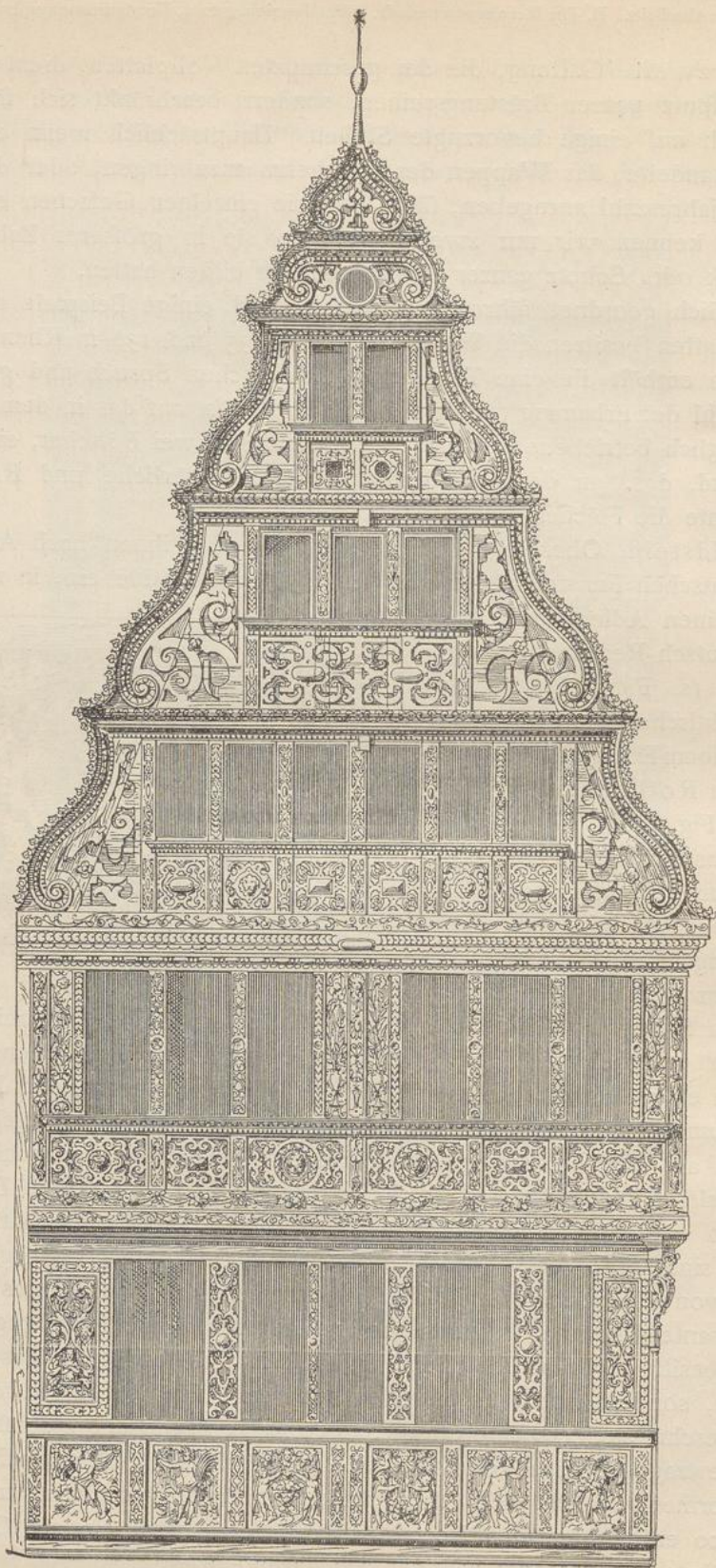


Fig. 102.

Ein zweiter Fall mit Fensterbrüstungsverkleidungen findet sich in Mainz, Augustinerstraße No. 75, der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehörig (s. Fig. 81). Dem herrschenden Zeitgeschmack entsprechend, bedeckt ein spärliches Relief mit naturalistischen Blumenguirlanden in kümmerlicher Einfachheit seine Felder. Das ganze Haus, ein Spätling süddeutscher Holzbaukunst, trägt so sehr den ausgesprochenen Charakter eines Steinbaues an sich, dass das Holz schwer an ihm zu erkennen ist.

Fügen wir schliesslich noch eine Platte eines Erkerbaues in Rhense, No. 154, vom Jahre 1734 (s. Fig. 39), hinzu, deren dürftiger Schmuck aus zwei flachgestellten Giebelvoluten und Blumentöpfen besteht, so besitzen wir in diesem Bilde nicht nur ein Beispiel von dem Verfall des Geschmacks, sondern auch ein solches von dem Verfall der Technik.

6. Fenster-, Licht- und Thüröffnungen.

Die weitaus grössere Mehrzahl der Fenster verwendete sowohl im 16. Jahrhundert als auch in späterer Zeit zur Einführung des Lichtes rechteckige Öffnungen. Vorhangbögen, wie sie der Norden während der Mischstilperiode liebte, treten nur vereinzelt auf. Beispiele hierfür finden sich in Frankfurt a. M., Römerberg No. 28 und Dinkelsbühl, Deutsches Haus (s. Fig. 80). Ebenso lassen sich andere spätgotische Bogenlinien höchstens ab und zu einmal und dann nur in dekorativem Zuschnitt auffinden. Einen Beleg gibt hierfür das Wohngebäude in Frankfurt a. M., Markt No. 28 (s. Fig. 12), wo den Sturzriegeln zwar Kielbogen eingeschnitten, ihre wagerechten Abschlusslinien aber nicht angetastet wurden; das hierbei entstandene Sturzbogenfeld füllt eine ornamentierte Gesichtsmaske.

Desto grössere Sorgfalt wandte man der dekorativen Ausstattung rechteckiger Fensterumrahmungen zu. Wir haben bereits wiederholt darauf hingewiesen, dass sie vermöge ihrer Auskragung als selbständige Glieder der Holzarchitektur auftreten; aus diesem Grunde reihen wir daher auch alle jene Konstruktionsstücke, welche als Teile von ihr aufzufassen sind und in das Bereich unserer Erörterungen noch nicht gezogen wurden, ihrer Beschreibung ein. Unabhängig von den auf Seite 22 angeführten Konstruktionsarten gelangt an ihnen stets der Gedanke dekorativen Ausdruck, dass die untere Fensterbankschwelle aus einem Stück bestehe und von darunter gestellten Konsolen getragen werde. Demgemäss bleiben jene oben vollkantig und werden nur an ihrer unteren Seite, inzwischen den Konsolen abgeschrägt oder abgerundet, um daselbst einem Schnitzornament Raum zu schaffen. Der den Gewändepfosten verliehene Schnitzschmuck kommt im Grossen und Ganzen den schon früher beschriebenen Ständerformen gleich; an der äusseren Kante abgerundet, stellt er häufig eine Dreiviertelsäule vor (s. Fig. 104), manchmal nimmt er jedoch auch die Gestalt einer gewundenen Säule (s. Fig. 103) oder wie an einem Hause in Ediger (s. Fig. 93), die eines runden mit

Blättern bedeckten Pfosten an. Liegen mehrere vorgekragte Fensteröffnungen neben einander, so unterliefs man es für gewöhnlich, ihre Zwischenständer auch zu dekorieren (s. Fig. 103). Ausnahmen von letzterer Regel besitzen wir in den zierlichen Haupt- und Zwischenpfosten des in Fig. 89 dargestellten Strafsburger Hauses, in den des deutschen Hauses in Dinkelsbühl, sowie in jenen eines Hauses in Boppard*); letztere mit Blätterschuppen, erstere mit ganzen Figuren und Hermen bekleidet.

An der Langseite des Strafsburger Hauses werden uns auf den vorspringenden Teilen der Hauptständerflächen am ersten Stockwerk drei christliche Helden: Kaiser Carolus, König Artus und Herzog Gottfried, sowie drei christliche Frauen: St. Helena, St. Brigitta und St. Elisabetha vorgeführt; am zweiten Geschoss finden wir drei heidnische Helden: Hektor, Alexander und Julius Caesar in Begleitung dreier namhafter Heidinen: Lukretia, Veturia und Virginia, während uns am dritten

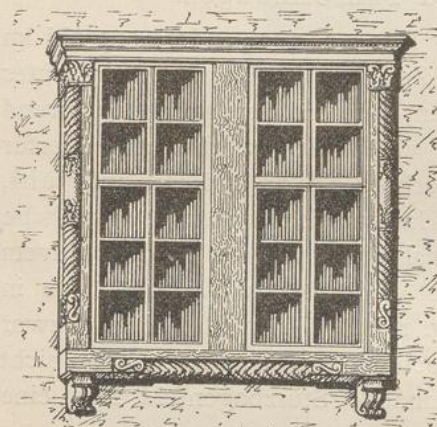


Fig. 103.

Geschosse drei jüdische Helden: Josua, David Rex und Judas Maccabäus neben drei guten Jüdinen: Hester, Jael und Judith begegnen. Wir wiesen schon früher darauf hin, dass die Darstellung der neun starken Helden an Rathhäusern vielfach anzutreffen sei; die Zusammenstellung von je drei hervorragenden Männern oder Frauen verwandter Geistesrichtung oder ähnlicher Bedeutung geht aber im Mittelalter, wie ja auch hier, über diesen engeren Rahmen hinaus. In einem Wappenbuch des

germanischen Museums kommen nicht nur jene oben angeführten Personen in der nämlichen Reihenfolge vor, es schliessen sich ihnen auch noch drei milde Fürsten und drei gesalbte Könige an; desgleichen findet man hin und wieder auch die Tugenden und Untugenden zu je drei gepaart veranschaulicht.

In das Gebiet allegorischer und sinnbildlicher Darstellungen führen uns die Ständer des Giebelfeldes; die fünf Ständer des ersten Stockwerks sind von weiblichen Figuren, den Vertreterinnen der fünf Sinne besetzt, die zehn der beiden oberen Geschosse hingegen, dienen einem zusammenhängenden Bilderzyklus, welcher eine drastische Illustration des noch heute im Volksmunde beliebten Spruches: Zehn Jahr ein Kind, zwanzig Jahr ein Jüngling u. s. w. wiedergibt. Da er an dieser Stelle als interessanter Beleg für sein hohes Alter gelten kann, führen wir ihn wörtlich auf: X Jor. ein Kind, XX Jor. ein Jüngling, XXX Jor. ein Mann, XL Jor. wolgetan, L Jor. Stillestan, LX Jor. gets Alter an, LXX

*) S. Lübke, Deutsche Renaissance.

Jor. ein Greis, LXXX Jor. mer weis, XC Jor. dr Kinder Spott, C Jor. Gnad dir Got.

Die Figuren befinden sich in flachen Nischen, oben ist ihnen der entsprechende Vers auf einem Schilde beigegeben, unten sind passende Symbole hinzugefügt; so ist das Kind mit einer keimenden Pflanze verglichen, dem Jüngling sind Flöten und Geigen beigegeben (der Himmel hängt ihm voller Geigen), dem Manne ein Rüstzeug u. s. w. Den Übergang der vorspringenden Ständerteile zur Wandfläche vermitteln Konsolen, mit Köpfen und Masken garniert; auch sie nehmen in ihrer Formbildung Bezug auf die über ihnen befindlichen figürlichen Darstellungen und fügen sich dem Gesamtbilde als zugehörige Glieder ein. Auch die schmälere Fensterständer sind auf das prächtigste heraufgestaffelt und in langgestreckte Hermen und Atlanten verwandelt. Das gesamte Schnitzwerk ist von außerordentlicher Schönheit; bedenkt man, welche Schwierigkeiten der Künstler in der Behandlung der langen und schmalen Ständerflächen zu überwinden hatte, und wie trotzdem sich seine lebendige Fantasie keine Fesseln auferlegen ließ, so darf man in ihm ohne Frage einen hervorragenden Meister erblicken. Leider ist auch sein Name, wie jener des Hildesheimer Meisters vom Knochenhaueramthause, mit dem er auf gleicher Stufe steht, verloren gegangen.

Das deutsche Haus in Dinkelsbühl (s. Fig. 80) besitzt hingegen nur an dem Eckständer der vorkragenden Fensterreihen ganze Figuren, während die Flächen der Mittelständer Ornamente überziehen. Originell sind an diesem Hause die aus nackten Figuren bestehenden unteren Ständerteile. Mit ihren Händen stützen sie die vorspringenden Fensterständer und scheinen unter ihrer Last fast zusammenzubrechen. Da die Fenster nicht bis zur Balkenlage reichen, nimmt eine Friesfläche, voll der üppigsten Flachornamente, diesen Raum ein.

Zu Ornamentenmotiven für Fensterbrüstungsschwellen verwendete man mit Vorliebe gedrehte Schnüre, die man auf beiden Seiten mit der charakteristischen süddeutschen Endigung, der *Volute* abschloss, um mit ihrer Hilfe die abgerundete Form in die Kante überzuleiten. An reicher ausgeführten Schnitzereien (s. Fig. 99) gesellt sich ihnen wohl auch noch ein Flechtband als Umrahmung hinzu.

In Kiedrich am Rhein nimmt das Ornament an einem Hause von etwa 1620 eine palmettenähnliche Gestalt an (s. Fig. 104). Mit vielverschlungenen Ranken und eingeflochtenen Voluten untermengt mit Tierköpfen begegnen wir sie schließendlich an dem oben näher geschilderten Straßburger Hause und in Boppard.

Geringe Abwechslung bieten die Bekrönungselemente; ihrer Mehrzahl nach bestehen sie aus schlichten Gesimsplatten, nur hin und wieder fügt sich ihnen eine Eierstabwelle ein. Dass eine vorgekragte Rahmholzschwelle den selbständigen Sturzabschluss ersetze, trifft sich selten.

Den rundbogigen Öffnungen der Erkertürmchen und der Galleriearkaden verlieh man für gewöhnlich Steinformen (s. Fig. 105). An

unserem Beispiel, eine Arkadengallerie der Dachfenster mit ausgebautem Dacherkertürmchen aus Nürnberg, Tucherstraße No. 21, schließt den profilierten Bogen ein horizontales Gesimsstück in Kämpferhöhe ab, während den Scheitel ein nachgeahmter Schlussstein als Konsole andeutet. Zur weiteren Belebung der Öffnungen garnierte man außerdem die Bogenlaibung mit vierkantigen Zacken.

Rundbogige Öffnungen, deren Dekoration zu dem Holzmaterial in näherer Beziehung steht, enthalten die Figuren 29 u. 116 aus Nürnberg und Cochem; an ihnen sind die Sturzbalken als solche erkennbar, die Bogenzwickel füllt Rankenornament.

Zur Dekoration von Hausthüren hielt man noch lange den Gebrauch des Spitzbogens fest. Zwei Belege hierfür liefern uns die Figuren 27 und 28; die erste aus Homberg in Niederhessen, vom Jahre 1581, erinnert an norddeutsche Vorbilder, und lenkt die Aufmerksamkeit durch die Anwendung des Fächerrosettenmotivs zur Ausfüllung der sonst leeren Bogenfelder auf sich. Die andere, aus Treysa, vom Jahre 1685, verwendete außer dem Spitzbogen nur Renaissance-Elemente und schließt, um gleichsam dessen Bedeutung aufzuheben, mit rechteckiger Umrahmung ab; an letzterer übernimmt eine gewundene Schnur im Verein mit flachen Kehlungen die Formgebung. Die Thüre, der Höhe nach zweiteilig, besitzt sechs schlichte Füllungen und wird in der Mitte von einer Zahnschnittplatte gegliedert.

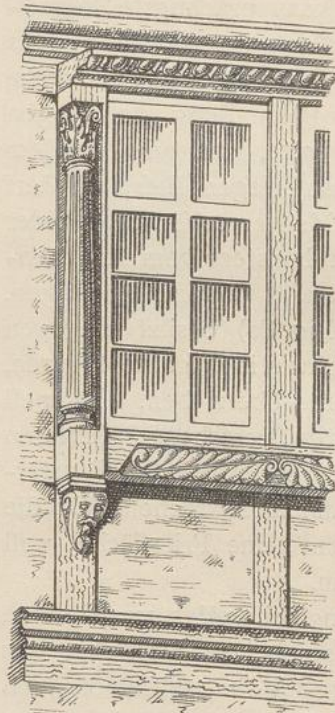


Fig. 104.

Andere Hausthüren aus dem 16. Jahrhundert, welche einer besonderen Beschreibung bedürfen, sind nur wenige erhalten; einesteils haben sie modernen Anforderungen

weichen müssen, andernteils ließen die meist steinernen Erdgeschosse solche in hölzernem Kleide nicht zu. Ein Beispiel aus dem 17. Jahrhundert finden wir an einem Hause in Homberg vom Jahre 1688, das an äußerem Reichtum und wirkungsvollem Aufbau nichts zu wünschen übrig läßt. Der rundbogigen Thüröffnung setzt sich ein Säulenanbau vor; zwei Halbsäulen, jonischen Stils, sind den Thürständern angeschnitzt und tragen ein Gebälk, das mit schiefergedecktem Flugdach abschließt. Die Thüre selbst überzieht ein so fein durchgeführtes Barockornament, wie es schöner und formvollendeter kaum ein anderer Stil geschaffen hat. Die Ornamentenmasken auf den Thürfüllungen, die reizenden Engelsköpfchen, das Ebenmaß der Hermenpilaster auf den Schlagleisten und die anderen köstlichen Verzierungen bilden in hohem

Grade formschöne Motive, denen wir nur aufrichtige Bewunderung zollen können. Sie entfalten auf dem Gebiete des Schnitzornaments mit das beste, was der Barockstil je hervorgebracht hat.

Steinumrahmte Thorfahrten mit architektonisch gegliederten Thürflügeln sind noch allerwärts anzutreffen, wenn schon auch sie vielfach modernen Ansprüchen weichen mussten. In der Regel schliessen sie oben mit Korbbögen, ausgefüllt durch schmiedeeiserne Vergitterungen, ab; ihre Kämpferleisten ahmen steinerne Gebälke nach, ihre Schlagleisten tragen die Form von Säulen oder Anten. Die eigentlichen Thürflügel teilen entweder Felder oder Nischen mit Halbbogenfüllungen und Quadernachbildungen (s. Fig. 106).

An Innenthüren steht uns eine grössere Ausbeute offen, wozu

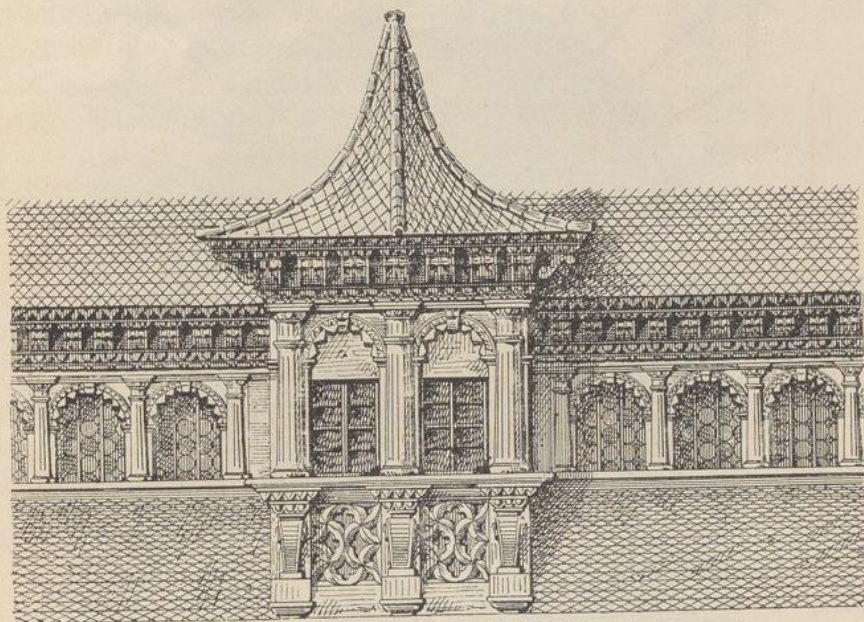


Fig. 105.

sowohl Rathäuser und Paläste, als auch Gilde- und Patrizierhäuser zahlreiche Vertreter stellen. Wir wählen aus ihrer Reihe eine Thüre der Schlossbibliothek zu Tübingen, eine aus dem Petersen'schen und eine aus dem v. Bibra'schen Hause in Nürnberg. Mit geringen Veränderungen finden wir an ihnen das Aufbauschema der norddeutschen Prachtthüre wieder. Ein vorgesetzter Säulenaufbau scheidet die Architektur in zwei Teile, in eine innere und eine äussere Umrahmung; während letztere einen für sich abgeschlossenen Vorbau bildet, tritt erstere mit der Wandtäfelung in direkte Verbindung.

Unser erstes Beispiel, die Tübinger Thüre (Fig. 107) ist insofern von besonderer Eigenart, als sein Säulenvorbau nicht wie gewöhnlich mit einem Architrav und Fries, sondern mit einer Archivolt abschliesst, also das Äussere eines Rundbogenportals annimmt. Aus den Einzelformen der Thüre spricht der Zeitgeschmack der Mitte des 16. Jahrhunderts. Die

Lachner, Holzarchitektur II.

frei vom Grunde sich abhebenden Stützen des Vorderbaues besitzen die Gestalt von Kandelabersäulen und sind vorspringenden Postamenten aufgesetzt. Ihr Sockel ist mit Ornamentenwerk dicht besetzt und birgt in kleinen Nischenfeldern zusammengekauerte Figuren. Der Säulenschaft entspringt tulpenförmig gebogenen Akanthusblättern, sein Kapitäl setzt sich aus drei ornamentierten Kopfmasken zusammen. Mit einem weit ausladenden Profile schließt sich der über die Säulen verkröpfte Wandfries ab, von welchem sich die Archivolte erhebt; letztere ist innen

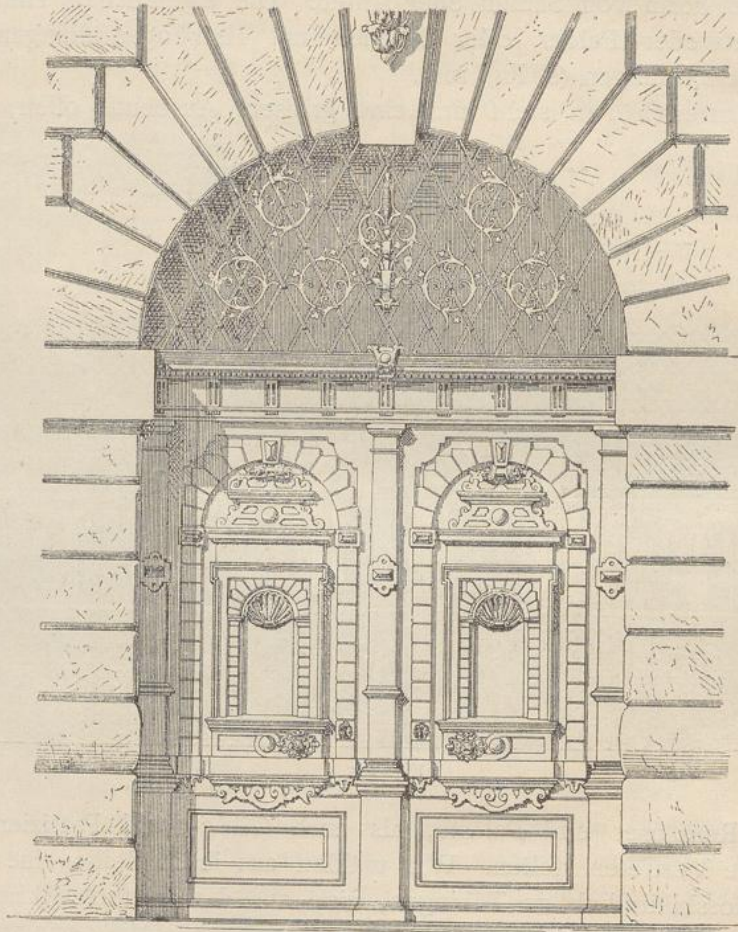


Fig. 106.

kassettiert und mit Gold und Blau bemalt. Den Aufbau über dem Bogen krönt ein Konsolengesimse, worunter zwei Portraitsköpfe aus runden Öffnungen hervorschauen. Dieser prunkvollen Umrahmung schmiegt sich die Thür rechteckig ein und führt den Wandfries als Thürsturz durch; über ihm vermittelt ein Bogenfeld mit dem Wappen der Herzöge von Württemberg den Anschluss zur Archivolte. Im übrigen trägt die Thür ein prächtiges Farbenkleid, welches seine anmutigen Formen noch lebendiger zum Ausdruck bringen hilft.

Das zweite Beispiel (Fig. 108) gehört dem Ende des 16. Jahrhunderts an,

mehr als seine Vorgänger nähert es sich dem auf S. 116, I, besprochenen norddeutschen Typus. Wie dort zerfällt die Umrahmung der Thüre in zwei Geschosse; den Unterbau beschließt ein Triglyphenfries nebst Hauptgesimse, von zwei kannelierten Säulen, toskanischer Ordnung, und runden Postamenten getragen; der Oberbau tritt mehr zurück und gliedert sich seitlich in drei rundbogige Öffnungen, deren mittlere die beiden anderen überragt; seine Formen befeilsigen sich, möglichst ge-

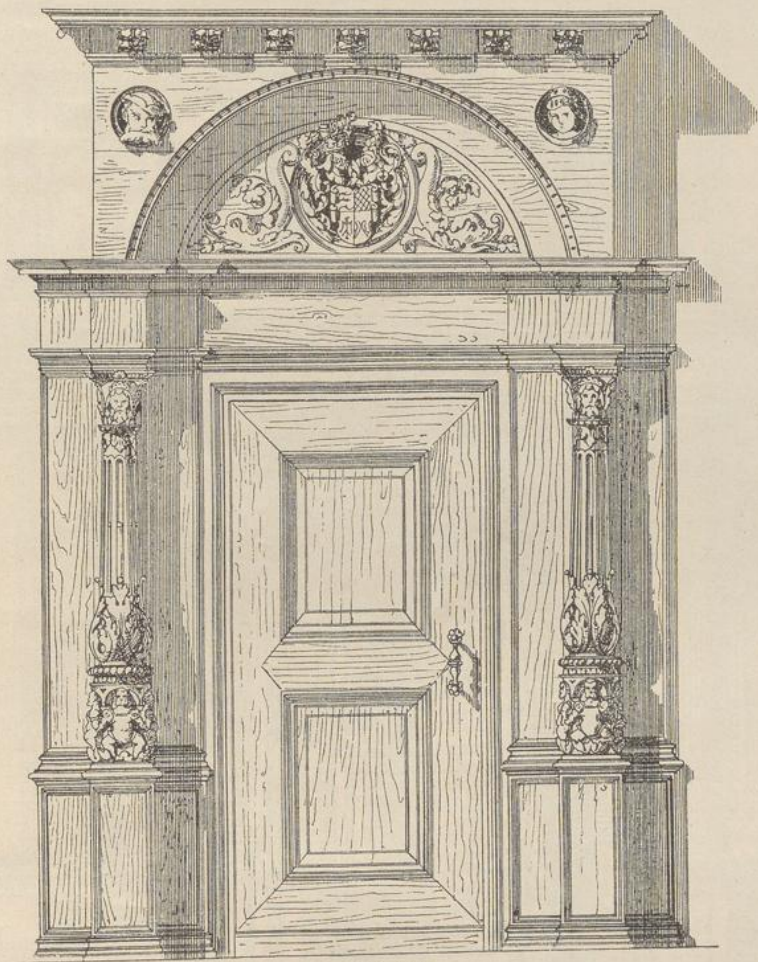


Fig. 107.

treu die Steinarchitektur nachzuahmen und geben behufs dessen sogar den Fugenschnitt des Bogens durch eingeritzte Linien an. Sehr einfach erscheint im Vergleich hierzu der Thürflügel selbst, dessen einziger Schmuck ein schmiedeeiserner Beschlag mit Schloss und Thürklopfer ausmacht.

An der dritten Thüre (Fig. 109) die ebenfalls der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehören mag, schließt ein Giebel den unteren Säulenvorbau ab. Darüber erhebt sich eine kleinere Säulengallerie, deren Bekrönungsgesimse der Wandtäfelung Hauptprofil weiterführt. Die Gal-

leriefelder füllen Wappen und Bilder und an Stelle der Portraitsbüsten schauen Gемsköpfe aus runden Öffnungen hervor.

Mit der Thüre tritt die Täfelung der Wand in organische Verbindung. In unserem Beispiel erreicht sie die Zimmerdecke und gliedert sich der Höhe nach in drei gleiche Teile, in eine untere Brüstung, eine eigentliche Wandfläche und eine Gallerie mit dem Hauptgesimse. Die Brüstung bezeichnet die Höhe der Tisch- und Kommodenflächen

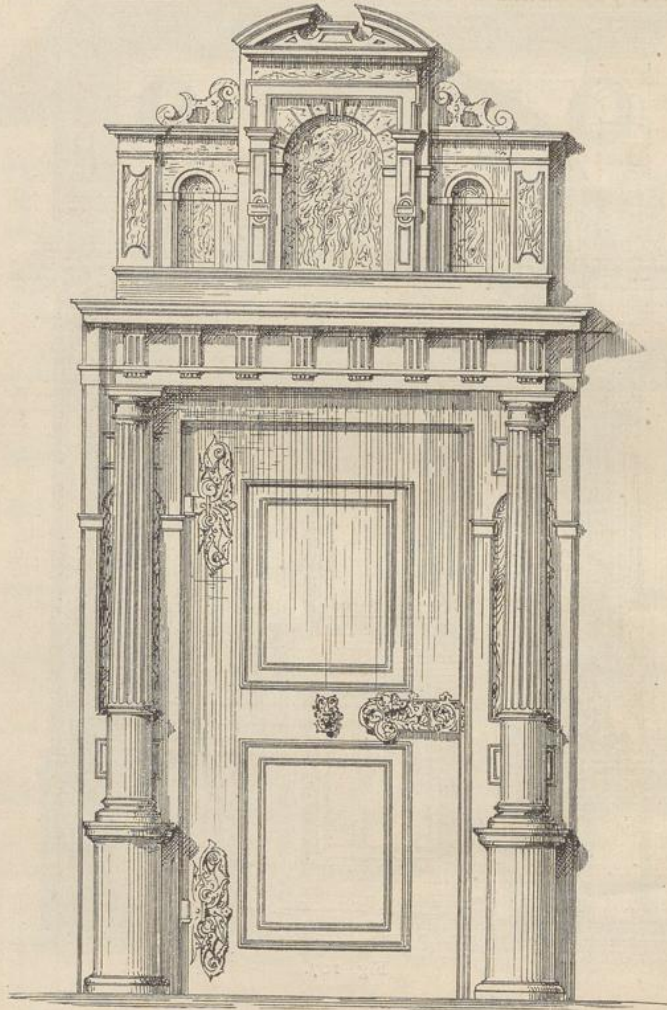


Fig. 108.

ihr Sockelprofil kehrt an allen Möbeln und Wandschränken wieder. Aus einer hinter die Brüstung gerückten Fläche mit eingelegten Fournieren besteht die Wand; um den weit vorspringenden Architrav zu stützen, sind ihr Säulen vorgesetzt, während ihr anderseits Muschelnischen ein wirksames Relief verleihen. Darüber baut sich eine Gallerie aus Pilastern, Hauptgebälk und einem stark ausladenden Bekrönungsgesimse auf.

Obige Schilderung kann mehr oder weniger als Schema für sämtliche Wandtäfelungen gelten; vorweg ist die untere Brüstung allen solchen Anlagen gemein, auch kommt an ihnen, wenngleich die reichere Ausstattung durch Säulen und Nischen oft ganz unterbleibt und einer einfacheren Gliederung von profilierten rechteckigen Füllungen weicht, die Wand mit einem vorspringenden Gebälk oder auch nur mit einem

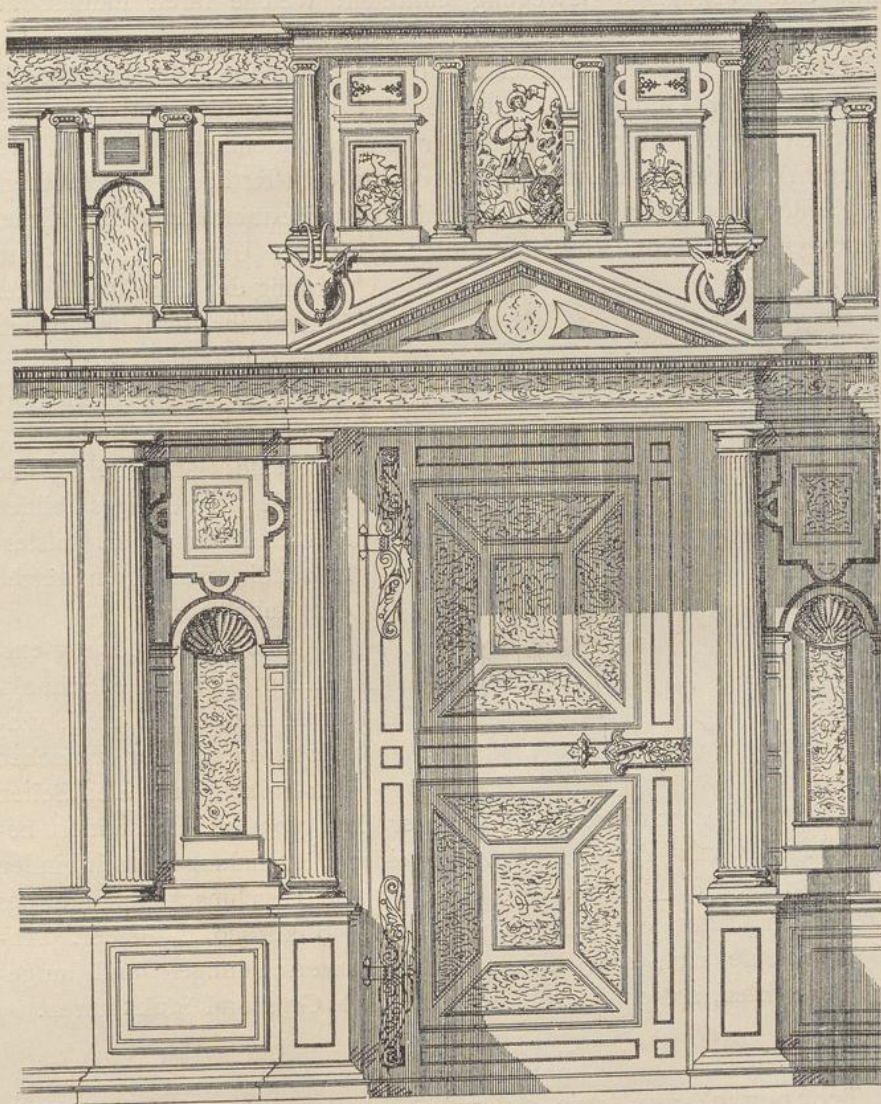


Fig. 109.

einfachen Wandbrett, um Schmuckgeräte aufstellen zu können, bis Ende des 17. Jahrhunderts durchgängig zur Ausführung. Dagegen verwendete man nicht selten statt des Oberbaues Ledertapeten, auch wohl buntgestickte Gobelins, oder aber man ließ jenen Teil der Wand überhaupt schlicht. Wie dem auch sei, zu prunkvollen oder heimischen Ausstattungen der Innenräume nahm die Holzarchitektur stets eine hervor-

ragende Stellung ein; und in Wahrheit sind unsere Tapetensurogate eigentlich nichts mehr und nichts weniger als kümmerliche Ersatzmittel, die sofort wieder schwinden müssen, wenn nicht allein Billigkeitsrück-sichten in Frage kommen. An dieser Stelle hat denn auch mit dem Wiedererwachen des Kunstsinnes die Holzarchitektur aufs neue Wurzel geschlagen, und wenn nicht alle Zeichen trügen, dürfte von hier aus in Bälde eine rückläufige Bewegung eintreten, welche ihren Einfluss auf die Außenarchitektur auszudehnen verspricht.

Eine dekorative Wandbekleidung erfordert auch eine architektonische Ausbildung der Decke und diese erfolgt an der Mehrzahl der süd-deutschen Bauten durch Abfasen der Balkenkanten und Bemalen der Felder. An unserem Beispiel, Fig. 110, aus dem Rathause von Rothenburg a. d. Tauber, dient den Deckenbalken zur Verminderung ihrer freien Spannweiten ein von Volutenkonsolen gestützter Unterzug. Die Ent-

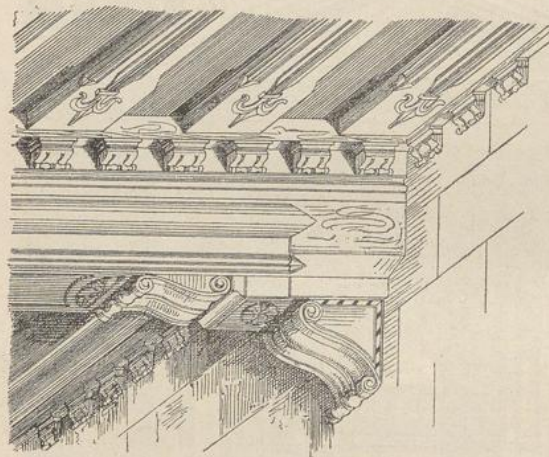


Fig. 110.

fernung der einzelnen Balken kommt ihren Breiten gleich, ihre Unterseiten deckt ein Stabornament, während ihre Kanten abgefast und profiliert sind; längs der Wand und des Unterzuges bilden kleinere Konsolen als Polsterhölzer die scheinbaren Stützen des Gebälks.

Eine andere Lösung enthält Fig. 111 aus dem Schunk-schen Hause zu Bruttig, woselbst die Felder zwischen den Balken zu beiden Seiten

halbkreisförmig abschließen. In späterer Zeit, vom 18. Jahrhundert beginnend, ließ man die Balken hinter einer Verschalung verschwinden und teilte nun die Decke, wie es eben die Geschmacksrichtung des betreffenden Dekorateurs mit sich brachte, willkürlich in Felder. Anfangs bediente man sich hierzu noch Holzverschalungen und aufgenagelter Leisten, später ersetzte man sie durch Gips und Stukkaturen.

Treppenanlagen.

Treppenanlagen, wie sie auf Seite 38 bereits eingehender erörtert wurden, bewahren ihre Gestalt bis tief in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Man behielt die balkenähnlichen Handläufer, vertauschte dafür aber häufig genug das gotische Maßwerk der Geländerfüllungen gegen gedrehte Docken. Im 17. Jahrhundert gelangen die Formen der Spätrenaissance zu ihrem Rechte, die Wangen werden von solchen überzogen und die Handläufer minder stark ausgekehlt.

Als ein hervorragend schönes Beispiel dieser Art bringen wir in

Fig. 111 die Treppenanlage des Schunk'schen Hauses zu Bruttig im Moselthale vom Jahre 1659. Einem in das erhöhte Erdgeschoss führenden

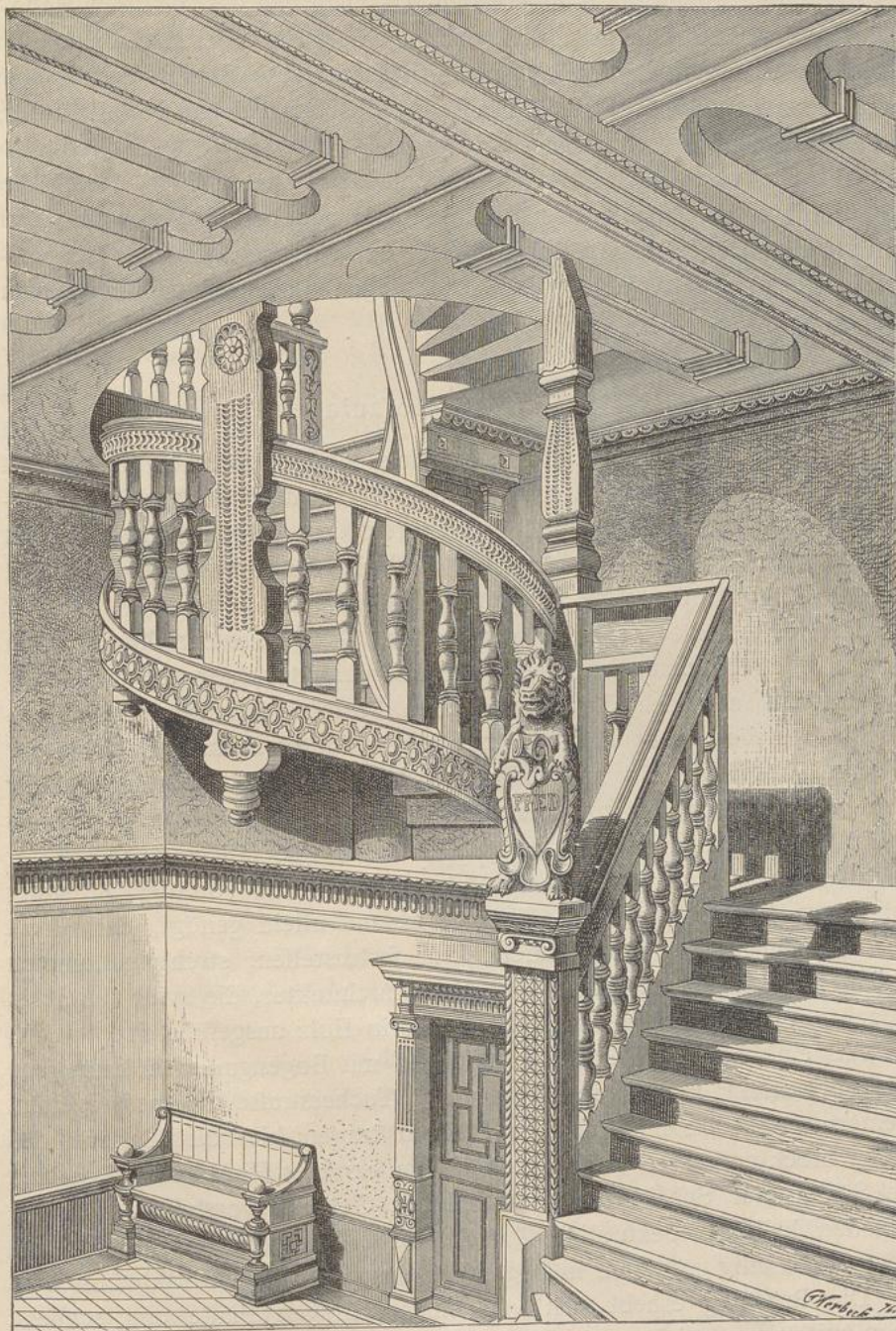


Fig. 111.

geraden Treppenarm folgt eine offene Wendelfreitrepppe. Ihr Antrittsposten trägt einen Löwen nebst Wappenschild, wie er in ähnlicher Verwendung auch in Nürnberg noch häufig angetroffen wird. Als

Abschluss des unteren und als Anfänger des oberen Treppenlaufes dient ein kantiger Ständer, der bis zur Balkendecke reicht. Zum besseren Halt der freischwebenden äußeren Wange, wie auch der geschweiften Handleiste verwendete man außerdem noch zwei an der oberen Balkendecke befestigte Hängesäulen, welche in zierlich gedrehte Zapfen enden und mit Rosetten geschmückt sind. Die Wangenflächen beleben Metallbänder, die Handleiste Scheibenornamente.

Mit der verputzten Balkendecke und dem breiten Flur bietet die ganze Anlage ein lebendiges malerisches Bild und beweist, dass selbst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts übereinander gebaute Treppenläufe, wie sie unseren modernen Häusern eigen sind, noch nicht allgemein gängig waren.

Galerien und Hofanlagen.

Wenn zwar wiederholt architektonische Einzelheiten von Hofanlagen zur Besprechung gelangten, mangelt uns für sie doch noch eine einheitliche Übersicht. Hinsichtlich ihres konstruktiven Aufbaues unterscheidet man nach Seite 38 zwei Gruppen: 1. Gallerien mit steinernem Unterbau, 2. Gallerien mit oder ohne Ständerunterstützungen.

Der dekorative Zuschnitt der ersten Gruppe entspricht in allen seinen Teilen durchaus jenem einer Steinarchitektur; sowohl die architektonischen, als auch die ornamentalen Formen der hölzernen Obergeschosse stehen so im Einklang mit dem steinernen Unterbau, dass der Wechsel des Materials nur da kenntlich wird, wo die ursprüngliche Bemalung geschwunden und die tiefbraunen Holztöne der grauen Sandsteinfarbe gegenübertreten. Geschieht dies nicht, so fällt es auch schwer zu bestimmen, ob der Holzbau von der Sohle oder von der Brüstung der ersten Gallerie beginnt. Dieser Umstand allein genügt, den Wert jener Bauanlagen für die Holzarchitektur festzustellen; streng genommen bedeuten sie weiter nichts als eine Scheinarchitektur, die zwar für Stein erdacht, aus Sparsamkeitsrücksichten aber in Holz ausgeführt ist.

Als eine der prächtigsten Hofanlagen mit Bogengalerien kann jene des Funk'schen Hauses in Nürnberg, Tucherstrasse No. 21*) gelten. Steinerne Arkaden mit kantigen Pfeilern tragen hier die Gallerie des ersten Stockwerks; es bedarf wohl kaum erst des Hinweises, dass hier die Säulen nur Scheinstützen des oberen Gebälks vorstellen, wie die Arkaden lediglich dekorative Zwecke zu erfüllen haben und nur aus einer hochkantig gestellten in Bogenform ausgeschnittenen Bohle bestehen.

Die Brüstung erhebt sich von einer schrägen Platte und schließt oben mit einer solchen ab; Volutenkonsolen, als Träger der oberen Halbsäulen, teilen sie in rechteckige Felder, und gotische Rundpässe nebst Mafswerk füllen sie aus. Toskanischer Ordnung gehören die

*) Vergl. Ortweins Deutsche Renaissance, Nürnberg, Blatt 13.

kanelierten Halbsäulen an, der nämlichen Stilrichtung entspricht auch die Gliederung der tiefer liegenden Arkadenfelder mit ihrer schattenreichen Bogenprofilierung; hingegen entsprechen die Rosetten auf den dreieckigen Bogenzwickeln mehr gotischen Vorbildern. Fügen wir noch hinzu, dass das Konsolenpostament Träger einer reichen Ornamentik aus Blätterwerk, Perlenschnüre und Eierstabwellen ist, so haben wir damit auch zugleich die Galleriedekoration des zweiten Stockwerks beschrieben, die mit jener des ersten Geschosses (s. Fig. 112) genau übereinstimmt. Auch die Galerie des dritten Stocks weist, bis auf ihren unteren Abschluss, das nämliche Schema auf, obgleich ihre Bogen infolge der niedrigen Geschosshöhe gedrücktere Verhältnisse annehmen. Von den anderen Gallerien unterscheidet sie sich vornehmlich dadurch, dass sie um Balkendicke über jene vorkragt, infolgedessen eine schräge Sockelplatte nicht benötigt, hierfür aber zwei Blätterwellen von hervorragender Schönheit verwendet. Mit der nämlichen Blätterwelle, einem weit ausladenden Hauptgesimse und einem schmalen Pultdache schließt der Gallerieaufbau oben ab.

Haben wir diese Schilderung etwas breiter angelegt, so geschah dies, weil sie als Typus für eine ganze Serie von Gallerien gelten kann. Lassen auch manche unter ihnen sowohl in dem Gesamtaufbau als auch in den Einzelformen den Holzbau als solchen erkennen, wären auch viele von ihren Arkadengängen in Stein schlechterdings nicht ausführbar, ihre Fesseln, die Steinarchitektur, vermögen sie ebensowenig abzustreifen, wie sie ihre Abhängigkeit von jener zu verläugnen suchen.

Trotzdem bleiben sie denkwürdige Schöpfungen der deutschen Holzbaukunst, und stehen in ihrer Geschichte nicht ohne Bedeutung da; so entfalten sie beispielsweise ohne Frage an den Nürnberger Bauten den vornehmsten Schmuck und belehren uns, welch hohen Wert man jenen der Strafe entlegenen Wohnräumen für das Familienleben zumafs; schlossen

Lachner, Holzarchitektur II.

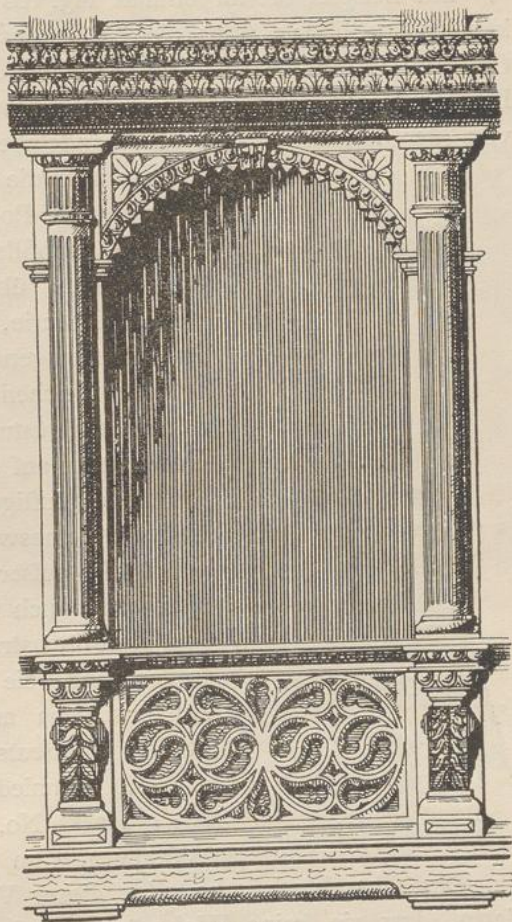


Fig. 112.

das Gebäude nach außen schlichte düstere Mauern, so lacht uns aus den inneren Gallerien üppige Pracht und malerische Architektur entgegen.

Von den vielen ähnlichen Hofanlagen führen wir als die hervorragendsten Vertreter die Gebäude: Tucherstraße No. 20 und 25 vom Jahre 1624, Winklerstraße No. 38, Weinmarkt No. 4 in Nürnberg, an.

An jenen Hofseiten, woselbst die Gallerien in Gestalt schmaler Gänge durch Gebälkervorkragungen entstanden, verfielen sie weniger der lästigen Steinschablonenherrschaft anheim.

Ein Beispiel hierfür enthält Fig. 100 aus Nürnberg. Hier wird man keinen Augenblick über die Natur des Rohmaterials im Zweifel sein. Geschweifte Schubstreben unterstützen die untere Gallerie und gedrehte Docken bilden ihr Geländer. Auch bewahren die Ständer, obgleich sie von der Brüstungshöhe ab Kandelabersäulen vorstellen, im großen

und ganzen die Gestalt von Holzpfosten, unten als viereckige Postamente, oben als kantige Ständerteile. Profileisten, Schrägplatten und Zahnschnittreihen überziehen die Satzschwelle der oberen Gallerie, wohingegen die als Stützen für das vorspringende Dach dienenden Ständer den unteren gleichen; über die originellen Schnitzereien der Brüstungsfelder haben wir uns schon eingehender auf Seite 174 geäußert.

Solch luftige Vor- und Anbauten blieben übrigens keineswegs Alleingut Nürnbergs, woselbst sie außer an der Pegnitz zugewandten Hausseiten auch in den Höfen: Dürerplatz No. 10 und Karolinenstraße No. 7 besonders reich anzutreffen sind, sie kommen nach dem nämlichen Aufbauschema auch in den meisten größeren Städten Süddeutschlands vor, so in Rothenburg a. d. T., Schmiedgasse No. 343; Frankfurt a. M., Alter Markt No. 30; Rebstock, Haus Limpurg; Würzburg, Ulm und andere mehr.

Das Charakteristische aller dieser Vorbauten besteht vorzugsweise darin, dass sie keine Wohnräume enthalten; der Kern des Gebäudes kann aus massivem Mauerwerk bestehen und die Gallerien ihm nur vorgesetzt sein. Außer ihrer konstruktiven Bedeutung als Verbindungsgänge, bilden sie gleichzeitig Hallen zum Aufenthalt in warmen Tagen des Jahres. Jedenfalls haben wir in ihnen eine hervorragende Eigentümlichkeit des süddeutschen Patrizier- oder Kaufmannshauses zu erblicken, das in mancher Beziehung den Vergleich mit italienischen Palastanlagen herausfordert und nicht unwahrscheinlich mit jenen in gewisser Wechselbeziehung steht. Im allgemeinen kann man für ihre Dauer die Zeit der Renaissanceperiode annehmen, mit dem 17. Jahrhundert weichen sie dürftigeren und schmucklosen Verbindungsgängen.



Fig. 113.

Giebelabschlüsse, Erker und andere Anbauten.

Es erübrigt uns nunmehr noch der Dekoration aller jener Gebäudeteile zu gedenken, deren Architektur eine Zergliederung nach einzelnen Konstruktionsstücken nicht zulässt. So haben wir der Abhandlung über Giebelabschlüsse noch hinzuzufügen, dass man mit Vorliebe die



Fig. 114.

unteren Flächen der kleinen Giebelbaldachine durch Schnitz- und Bildwerk zu schmücken beliebte; an einem Wohngebäude in Ediger a. d. Mosel fällt sie zum Beispiel ein vollständiges Gemälde (s. Fig. 113), die Kreuzigung Christi darstellend; sehr häufig dienen sie aber auch zur Aufnahme der Erbauungsjahreszahl oder buntfarbiger Schablonenmuster;



Fig. 115.

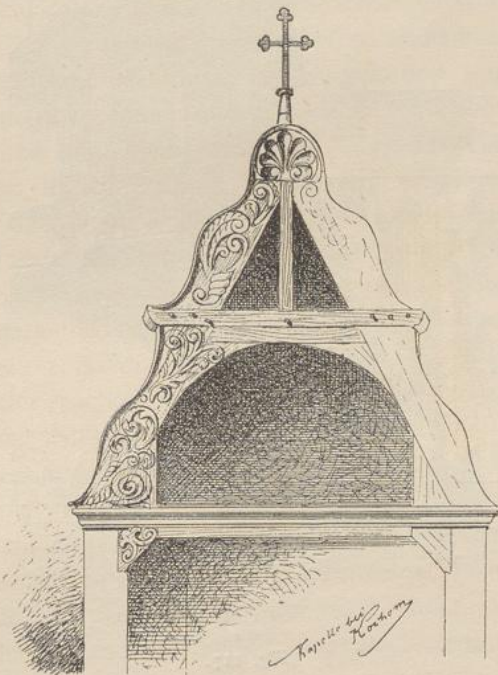


Fig. 116.

(s. Fig. 114), als spitzzulaufende Konsole schließt der Giebelbaldachin am deutschen Haus in Dinkelsbühl (s. Fig. 80) ab.

An den älteren Vertretern der geschweiften Giebelfelder bilden die Abschlusslinien gleichzeitig die Konturen der ihre Fläche zierenden Ornamente und werden gewissermaßen durch die Form der letzteren bedingt (s. Fig. 14); nicht mit Unrecht kann daher auch ihre Konstruktion als eine Folge der Dekoration aufgefasst werden. An den jüngeren Ver-

treten dieser Giebelgattung fügt sich hingegen das Ornament nur lose der äußeren Wellenform der Giebellinien an; letztere werden hier zum Selbstzweck, während die Ornamentik nur widerwillig ihren unregelmäßigen, unschönen Flächen folgt. Im 17. Jahrhundert besteht sie, dem Zeitgeschmack entsprechend, aus barocken Schnörkeln, Kartuschen und Spirallinien, im 16. Jahrhundert aus einandergefügteten Voluten und anderen Deutschrenaissance-Elementen. Hin und wieder treten wohl

auch, wie aus dem reizenden Beispiel aus Idstein (s. Fig. 115) oder wie an dem 1587 erbauten Dacherker in Frankfurt am Main, Rotekreuzstraße No. 1, figürliche Motive hinzu. Nicht selten verlieh man auch dem oberen Giebelabschluss eine Art Fächerrosette, um ihr bald die Gestalt einer Muschel (s. Fig. 116), bald jene einer Kreisscheibe (s. Fig. 14) zu verleihen.

Die Dekoration von Dacherkern und Windenlukern besteht für gewöhnlich aus verkleinerten Nachbildungen von Giebelfeldern. Was hingegen jene der Dacherkertürmchen betrifft, so steht sie meist in so enger Wahlverwandtschaft zu der Architektur der Hofanlagen, dass das dort Gesagte im allgemeinen auch für sie zutrifft. Ihr Aufbau ergeht sich in Nachahmungen von Steinformen und gliedert sich aus Postamenten, Säulen, Architraven und Gesimsen aller Art.



Fig. 117.

Zu ihrer prächtig malerischen Wirkung gehören die keck aufsteigenden Zeltdächer und die durch Hohlziegel scharf betonten Rippen jener.

Man beileistete sich aber auch an den Chörlein und Erkern einer möglichst getreuen Nachbildung von Steinformen; in solcher Gestalt z. B. begegnen wir einem Erkertürmchen aus Rothenburg a. d. T. in der Klingergasse (s. Fig. 117), sein unterer Teil scheint aus einer profilierten vorgekrachten Steinplatte zu bestehen, während der Aufbau sich aus Quaderpostamenten, Muschelnischen, Pilasterhermen und Architravplatten nebst

Bekrönungsgesimsen zusammenfügt. Indes verleiht den Erkern das 17. Jahrhundert mittelst üppiger Barockformen einen wesentlich anderen Charakter. An dem durch Fig. 41 dargestellten Balkonerker aus Nürnberg, Karolinenstrasse No. 49, sind sowohl die Seitenflächen des Unterbaues als auch jene der Bekrönung geschweift, allerwärts herrscht die krumme Linie vor und bietet der Architektur die mannigfaltigsten Motive, nicht minder tragen aber auch noch verkröpfte Profile und angeheftete Ranken mit Zweigen das ihrige dazu bei, der ganzen Anlage einen malerischen Anstrich zu verleihen.

Zwischen obigen beiden Erkerantipoden vermitteln eine Menge Verbindungsglieder den Übergang des einen Stils in den anderen; allen ist eine strenge Abgeschlossenheit eigen, welche jeden Zusammenhang mit der übrigen Gebäudearchitektur aufhebt. Mögen sie nun aber im 16. oder im 17. Jahrhundert entstanden sein, niemals verraten sie das Material, aus dem sie gefertigt, immer tragen sie den Stempel einer ausgeprägten Steinarchitektur an sich.

Wir wollen vorstehende Geschichte der süddeutschen Holzarchitektur nicht schließen, ohne noch ihres Aufgehens in den Putzbau zu gedenken. Ohne Stütze eines gesetzmässigen Aufbausystems, dazu umgeben von einem wohlgeordneten Ständerbau im Norden, einem Blockbau im Osten, sowie einem reizvollen Gebirgsstil im Süden, — alles Gruppen von scharf ausgeprägter urwüchsiger Eigenart und konsequent durchgebildeter Dekorierungsweise, — konnte sich der süddeutsche Holzbau ihrer ausstrahlenden Kräfte nicht erwehren; er unterlag insbesondere in den Grenzgebieten ihrem Einfluss und machte sich ihre konstruktiven und dekorativen Vorzüge zu eigen. Wie wir wiederholt nachzuweisen die Gelegenheit fanden, entfaltet er daher auch eine grössere Freiheit und Ungebundenheit. Die charakteristischen Merkmale der norddeutschen Verfallperiode, die Auflösung der Ständerordnung und Einfügung von Riegelwerk aller Art, beherrschen den süddeutschen Ständerbau, soweit er überhaupt zurückverfolgt werden kann. Ebenso bestand der Verputz von Mauerflächen hier schon länger zu Rechte. Die unregelmässigen Gefache mit den sie einschliessenden geschweiften Riegelhölzern liessen eine Bemusterung der Wand durch geradlinige Kunststeine nicht zu, ganz abgesehen davon, dass der steinreiche Süden den Backsteinbau überhaupt nur in beschränktem Umfange pflegte.

In diesem Umstande erblicken wir daher auch die Erklärung, weshalb man im Norden den Gebrauch geschweiften Riegelhölzer verschmähte; dort konnte man sie des Füllmaterials, der Backsteine halber nicht gebrauchen; wohingegen der Süden, wo man weniger mit ihm umzugehen verstand, Bruchsteinmauerwerk oder noch häufiger Flechtwerk mit Lehm Schlag verwendet und dessen unregelmässiges Gefüge durch Verputz verdeckt.

Der Übergang zur gänzlichen Verputzung der Wandflächen fällt

daher auch minder scharf als im Norden aus; hier zu Lande fehlten eben die dortigen schroffen Gegensätze. An ländlichen Ständerbauten besteht aber selbst heute noch die ältere Zierweise; wie ehemals werden ihre Gefache verputzt und ihre Holzflächen rotbraun angestrichen.

An hervorragenden Ständerbauten und Hofanlagen besitzt Süddeutschland:

Straßburg: Kammerzellsches Haus und verschiedene Häuser am Fischmarkt.

Oberehnheim: Kornhalle vom Jahre 1554.

Weissenburg: Wohnhaus vom Jahre 1599 (Lübke S. 279).

Dinkelsbühl: Deutsches Haus vom Jahre 1543.

Nürnberg: Tucherstraße No. 15, Hofseite vom Jahre 1543, Meyhof; Karolinenstraße No. 4 vom Jahre 1519 und No. 7; Augustinerstraße No. 11 vom Jahre 1551; Winklerstraße No. 5 und No. 38; Tucherstraße No. 20 vom Jahre 1624; No. 21 und No. 25; Weinmarkt No. 4; Dürerplatz No. 10.

Würzburg: Neubaugasse No. 2.

Rothenburg a. d. Tauber: Schmiedegasse No. 343 vom Jahre 1596; Eckgebäude der Klingergasse; Weißer Turm.

Heldburg: Gerichtsgebäude; Bürgerhaus vom Jahre 1605.

Coburg: Der Fürstenbau.

Frankfurt a. M.: Kl. Engel vom Jahre 1562; Altes Kaufhaus, alter Markt No. 30; Rotkreuzgasse No. 1, Hofgebäude vom Jahre 1587; Saalhofgiebel; Unter den Tuchgaden No. 2 vom Jahre 1548; Salzhaus.

Ober-Lahnstein: Haus vom Jahre 1663 (s. Lübke).

Rhense: Das deutsche Haus; Haus No. 138 vom Jahre 1571; No. 136, No. 137 und No. 154 vom Jahre 1734.

Oberspatz: Wohnhaus vom Jahre 1621.

Bacharach: Hofmann'sches Haus vom Jahre 1568; Wohnhaus vom Jahre 1619.

Boppard: Markt No. 6 vom Jahre 1579; No. 34 vom Jahre 1615; Bürgerstraße No. 6.

Kiedrich: Wohnhaus mit Erker vom Jahre 1672. Das ganze Dörfchen hat den Charakter seiner Fachwerkbauten gut erhalten.

An der Mosel verdienen nach Everbeck insbesondere die Ortschaften: Bernkastel, Cuns, Ürzig, Enkirch, Pünderich, Zell, Aldegund, Bremm, Ediger, Fankel, Bruttig, Cochem, Clotten, Treiss, Karden, Burgen, Münstermayfeld und Alken genannt zu werden.

Fulda: Eckgebäude in der Nähe des Marktes vom Ende des 16. Jahrhunderts.

Alsfeld: Eckhaus am Marktplatz vom Jahre 1609 und No. 192 vom Jahre 1688.

Homberg: Eckhaus am Marktplatz vom Jahre 1612.

Marburg: Markt No. 19 vom Jahre 1566.

Der Blockbau.

Der Blockbau

Vorbemerkung.

Alle Holzbauten, deren Wände aus übereinander geschichteten Holzblöcken bestehen, bezeichnen wir mit Blockbauten. Manche schätzenswerte Eigenschaften des Holzes, insbesondere seine Tragfähigkeit, bleiben an ihnen unbenützt, wogegen andere, wie seine schlechte Wärmeleitung, voll zur Geltung kommen. Soll das Holz im Ständerbau vorzugsweise konstruktive Aufgaben erfüllen, so dient es im Blockbau mehr zur Wandbildung.

Bei der Beantwortung der naheliegenden Frage, welche Bauweise wohl die ältere sein mag, der Ständer- oder der Blockbau, ist es unserer Meinung nach gänzlich verkehrt, die Beweisführung für die eine oder die andere Behauptung nur auf Grund einzelner Baureste oder überkommener plastischer Darstellungen führen zu wollen. Erstere wie letztere setzen schon bemerkenswerte Kunstfertigkeiten voraus und können wohl Binde-, keinesfalls aber Anfangsglieder für den Holzbau vorstellen. Dass Pfahlbauten schon lange vor unserer Zeitrechnung bestanden, dass die alten lykischen Felsgräber den Ständerbau nachahmen, ist für sein höheres Alter nicht entscheidend; sicheren Aufschluss könnte hierüber nur die vorangegangene Kulturperiode geben, von der uns aber naturgemäfs keinerlei Reste überkommen sind.

Sehen wir von der einfachen, aus schräg gegen einander gestellten und aus zusammengebundenen Stangen errichteten Zelthütte — neben der Höhlenwohnung wohl die primitivste menschliche Behausung — ab, so erscheint die aus Blockwänden eingefriedigte Bude sehr viel einfacher, als die einem künstlichen Verbande entwachsene Fachwerkshütte. Kurzsichtig wäre es, bei Gegenüberstellung nur an die Blockbauten unserer Zeit denken zu wollen; sie verdanken ihre kunstreichen Zusammenfügungen und ihre oft schwierig auszuführenden Überplattungsverbände ebenso gut den Versuchen und Bemühungen einer längeren Entwicklungsperiode — deren Endglieder sie vorstellen — wie auch das mehrgeschossige Ständerhaus; beide sind auf einfachere Urformen zurückzuführen.

Wohl aber liegt es nahe, dass die rohe Blockwand, welche eine oberflächliche Bearbeitung — eine künstliche Vertiefung — ihrer Stämme nur an den Ecken kennt, sehr viel einfacher auszuführen ist, als die aus wagerechten, lotrechten und schrägen Holzteilen zusammengefügte Ständerwand; nicht nur weil die Stofsstellen der letzteren sorgfältiger in Gestalt von Verzapfungen und Verknüpfungen bearbeitet werden müssen, was immerhin schon eine gewisse Ausbildung der Handwerksgeräte bedingt, sondern auch weil die Technik der Verkleidung oder der Gefachausfüllungen erworbene Erfahrungen voraussetzt.

Wir glauben daher, ohne unserer Meinung, wie überhaupt der Bedeutung dieser Frage allzu grofsen Wert beizulegen, dass in nördlichen Breiten der Blockbau dem Ständerbau vorangegangen ist. Alle weiteren Mutmafsungen, wie sich die Technik des Blockbaues schrittweise entwickelt haben mag, welche Ursachen sie ihre Vervollkommnung an den uns überlieferten Bauwerken zu verdanken hat, sind hingegen gänzlich müssig und würden den Wert unserer Forschungen nicht erhöhen. Wir beschränken uns deshalb, wie in den vorangegangenen Abschnitten, den gegebenen Boden nicht zu verlassen und beginnen unsere Untersuchungen mit den ältesten noch vorhandenen Bauresten.

Der Blockbau ist vorzugsweise in den Gebirgsgegenden und in den östlichen Provinzen Deutschlands heimisch, in der Schweiz, in Tirol, in dem bayrischen Hochgebirge und im Riesengebirge bildet er neben dem Ständerbau die noch heute gebräuchliche Bauweise; man trifft ihn auch vereinzelt im Schwarzwald, bayrischen Wald und im sächsischen Erzgebirge. Unumschränkte Herrschaft übt er allein in Oberschlesien, Posen, Ostpreussen und Pommern aus, woselbst er ohne Begleitung des Ständerbaues namentlich auf dem flachen Lande die allein in Übung stehende Bauart repräsentiert.

Die Schweizer und Tiroler Bauten bilden Gruppen für sich und stellen die höchste Stufe der Entwicklung des Blockbaues vor. Sie stehen nicht in dem engeren Rahmen unserer Aufgabe und haben zudem — insbesondere die ersteren — in dem vortrefflichen Gladbach'schen Werke: »Die Holzarchitektur der Schweiz« eine so mustergiltige Behandlung erfahren, dass wir nur auf jenes verweisen können. Ebenso verzichten wir, den unbedeutenden Blockbauten des Schwarzwalds, des sächsischen Erzgebirges und des Harzes nachzuspüren; sie bestehen fast nur aus Stallungen und Scheunen. Hingegen eröffnet uns das bayrische Hochgebirge, das Riesengebirge und Oberschlesien ein ergiebiges Feld zu fruchtbaren Forschungen. Dort ist es das bäuerliche Wohnhaus, im Riesengebirge das städtische Wohngebäude und in Oberschlesien neben der bäuerlichen Hütte oder Bude in hervorragender Weise der Kirchenbau, welcher unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Im Riesengebirge ist namentlich der südliche Abfall bis nach Glatz mit bürgerlichen Blockhäusern dicht besetzt. Der gröfsere Teil liegt allerdings in Nordböhmen; da er aber nicht von der deutschen Riesen-

gebirgsgruppe zu trennen ist und zudem die hervorragendsten Vertreter jener Bauflora stellt, können wir an dieser Stelle die Landesgrenzen nicht inne halten.

Den ersten Rang im Blockbauggebiet Deutschlands nimmt Oberschlesien ein, haben sich hier doch allein gegen zweihundert Gotteshäuser erhalten; sie bilden im Verein mit den österreichisch-schlesischen, böhmischen und mährischen Holzkirchen eine zusammengehörige Gruppe. Wohl sind sie, wie auch die Bürgerhäuser in den tschechischen Städten Nordböhmens, von Slaven erbaut und können in dieser Beziehung als Repräsentanten slavischer Baukunst gelten; allein es lassen sich an ihnen auch so vielerlei germanische Einflüsse nachweisen, sie stehen in so engen Beziehungen zu den skandinavischen Blockbauten und Holzkirchen, dass man sie richtiger als germanische Kinder in slavischem Kleide ansehen muss. Ja selbst an den ungarischen Holzkirchen, soweit sie den nordwestlichen und nördlichen Karpathen angehören, können die nämlichen Grundformen nachgewiesen werden, so dass in gewisser Beziehung sogar diese in das Grenzgebiet der südöstlich-germanischen Holzkirchengruppe herein gehören.

Im allgemeinen sind die in Frage kommenden Bauten mit Blockwänden gegenüber jenen des Ständerbaues durchweg schlichter; nur in bescheidenem Umfange bedienen sie sich geschnittener oder ausgesägender Zierformen, welche aber in den allerwenigsten Fällen auf das Alter ihrer Träger hinweisen. Den vorliegenden Stoff nach zeitlich getrennten Perioden zu scheiden, liegt mithin kein Anlass vor, dagegen ergibt sich seine Einteilung nach der Bedeutung, resp. nach der Art der Bauwerke von selbst. Mit Rücksicht hierauf gliedern wir diesen Abschnitt nach kirchlichen und profanen Gebäuden, wollen aber, ehe wir uns mit ihren besonderen Eigentümlichkeiten beschäftigen, wieder wie in den früheren Abschnitten, die Besprechung des konstruktiven Kerns, soweit er allen Blockbauten gemeinsam ist, voranstellen.

Die Blockwand setzt sich aus geraden, entweder baumkantig belassenen oder scharfkantig ausgesägten Holzstämmen zusammen, die in horizontaler Lage genau aufeinander passen und für gewöhnlich so gelagert werden, dass Wipfel und Stammende über einander abwechseln.

Die Höhe der einzelnen Blöcke schwankt zwischen 15 und 40 zm, ihre Breite beträgt 12 bis 15 zm. Scharfkantig geschnittene Stämme werden nach der Wandmitte leicht ausgehöhlt und auf Flechtenmoos gelagert; infolgedessen schließten ihre Fugen oft so hart zusammen, dass sie kaum mehr zu erkennen sind und weder Wind noch Feuchtigkeit durchlassen. Baumkantige Holzblöcke pressen sich hingegen in der Wandmitte zusammen; ihre nach außen klaffenden Fugen werden mit Lehm und Moos gefüllt und, um Witterungseinflüssen besser Trotz bieten zu können, mit Kalkanstrich überzogen. Erscheint die erste Gattung

Blockwand als glatte ununterbrochene Fläche in meist einem Farbenton, so gliedert sich jene in horizontale Schichten, welche häufig durch verschiedenartige Farben — wie weiß und schwarz, braun und blau, grün und weiß — noch weiter hervorgehoben werden.

Zu ihrer regelrechten Ausführung bedarf es vor allem geradgewachsener Hölzer, weshalb Laubholzarten seltener an ihnen vorkommen; das für sie geeignetste Baumaterial bildet Tannen- und Lärchenholz.

Die Blockwand benötigt zu ihrer Dauerhaftigkeit und Unverschiebbarkeit eines festen Verbandes, entweder müssen ihre Enden mit jenen

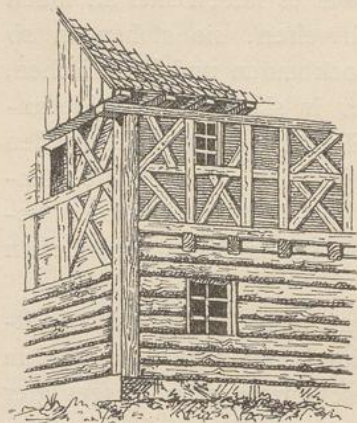


Fig. 118.

benachbarter Blockwände ein festes Gefüge eingehen, oder Ständer und lotrechte Bohlen halten sie zusammen. In letzterem Falle werden die Blockhölzer den Ständern eingetutet (s. Fig. 118), auch wohl mit den sie von beiden Seiten einspannenden Bohlen verschraubt (s. Fig. 119); im ersteren Falle erfolgt die Verknüpfung in den verschiedensten mitunter kunstgerechtesten Formen.

Die einfachste Technik entspringt hierbei der Regel, die beiderseitigen Stammenden abwechselnd über die Wandfluchten hinausragen und an den Kreuzungen überplatten zu lassen (s. Fig. 120). Auf diese

Weise wird eine gegenseitige Verschiebung der zangenförmig eingespannten einzelnen Balken verhindert. Die Gefahr, dass Blockbalken bei allzu großen Wandlängen sich verbiegen könnten, heben eingezogene

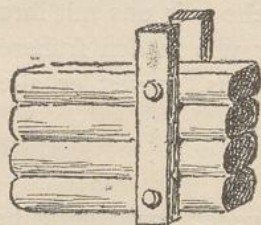


Fig. 119.



Fig. 120.



Fig. 121.



Fig. 122.



Fig. 123.

Zwischenwände auf. Fehlen solche, so spannen lotrechte Bohlen die Wände ein.

Um den nachteiligen Folgen eines solchen Verbandes, welcher die Kopfenden der Wandhölzer allen Einflüssen der Witterung preis gibt, vorzubeugen, sowie auch um dem Gebäude scharfe Kanten zu verleihen, verlängert man bei einer zweiten Art von Ecklösung die Blockbalken nicht über die Eckenkante hinaus. Die hierbei befolgten Verbandarten bestehen entweder aus einer Schwalbenschwanzüberplattung (s. Fig. 121), oder besonders häufig aus einer Hakenverplattung (s. Fig. 122), deren Ausführung minder große Schwierigkeiten als die erst genannte Verknüpfung bereitet.

Mancherorts begnügt man sich aber nicht allein, die Balken an den Ecken zu beschneiden, sondern nagelt ihnen außerdem noch lotrechtstehende Bohlen vor (s. Fig. 123), wodurch gleichzeitig den Hirnholzflächen der wirksamste Schutz geboten und eine gefällige Ecklösung erzielt wird. Hin und wieder entzieht man wohl auch die ganze Blockwand den zerstörenden Einwirkungen von Wind und Wetter und verschalt sie teils ganz, teils nur an den Wetterseiten mit senkrechten Bretterlagen oder Holzschindeln. Einige oberschlesische Kirchen tragen selbst einen Mörtelverputz, so dass sie Massivbauten gleichen.

Licht- und Thüröffnungen unterbrechen die Blockwand mittelst Pfosten, welche den sie oben und unten abschließenden Balken eingezapft, den Zwischenbalken aber seitwärtz eingenutet werden. Fehlen die Gewandpfosten, so ersetzen Bohlen ihre Stelle.

Erster Abschnitt. Der Blockbau an Kirchen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass der älteste Kirchenbau in dem germanischen Norden sich ursprünglich der heimischen Bauweise bediente; glaubwürdige Überlieferungen wissen uns viel von kleineren und größeren Holzkirchen zu erzählen und lange Jahre mögen erst dahingeschwunden sein, ehe man an eine allgemeine Verwendung des Massivbaues für sie dachte. Wie wir schon in der Einleitung des ersten Teils bemerkten, waren sie auch in jenen Gegenden, welche schon frühzeitig den Ständerbau pflegten, also im nordwestlichen und südlichen Deutschland, heimisch. Jede weitere Kunde von ihnen ging aber verloren; denn die wenigen Vertreter, wie die Braunauer Kirche und die Stadthagener Kapelle, überliefern uns zwar noch einige interessante Aufklärungen und Andeutungen über ihre Bauweise, berechtigen uns indessen noch nicht zu allgemein giltigen Schlüssen, die auf beliebig große Bauten auszudehnen wären. Wir unterließen es daher im Ständerbau der Frage näher zu treten und beschränkten uns auf die nackte Beschreibung der wenigen uns bekannten Beispiele. In dem umfangreichen Blockbauggebiet des östlichen Deutschlands hingegen hat sich der Holzkirchenbau bis auf unsere Zeit in einer solchen Ausdehnung erhalten, dass wir ihm eine größere Beachtung zuwenden und versuchen müssen, seiner Geschichte nachzuspüren.

Das sehr beträchtliche Material, was uns behufs dessen zur Verfügung steht, lässt sich nach wenigen Gruppen schichten und bis auf verschwindende Ausnahmen einer gemeinsamen Grundform, der germanischen Halle, zurückführen.

In seinen Untersuchungen über die Geschichte des deutschen Hauses beschreibt uns Rudolph Hennig diese Halle als ein oblonges Gebäude mit nach Ost und West zugewandten Giebeln. Sie bildete ein vergrößertes Wohnhaus, diente als Gastsaal oder Versammlungslokal und maß infolgedessen oft beträchtliche Dimensionen. Ein Eingang befand sich an der östlichen Giebelseite, ein zweiter an der westlichen; man trat aber nicht unmittelbar in die Halle, sondern zunächst in einen

für sich abgeschlossenen Vorbau, den eine Innenthür von jener trennte; ihre Fußbodenhöhe war dem Erdboden gleich. Diese Beschreibung stimmt auch im allgemeinen mit den älteren Holzkirchen, welche uns Oberschlesien, insbesondere die Gegend um Ratibor, erhalten hat.

Schon dass der Grundriss der älteren schlesischen Kirchen weder Seiten- noch Querschiffe aufzuweisen vermag, führt darauf, dass die Wurzeln ihrer Abstammung anderswo als in dem altchristlichen Basilikenbau, wie uns Italien ihn übermittelte, zu suchen seien. Noch mehr aber weist der naturgemäße Entwicklungsprozess darauf hin, dass man sich mit der ersten Ausbreitung des Christentums gegebenen lokalen Verhältnissen anschloss und die kirchliche Andacht in die vorhandenen größeren Hallen verlegte, nicht aber von vornherein fremdartige Bauten hierzu auführte. Die ihr Gotteshaus

errichtende Bevölkerung nahm das Vorbild für jenes aus dem Kreise ihrer Anschauung und passte es, so gut es ging, den Bedürfnissen des Gottesdienstes an. Gelingt es daher, in unseren weiteren Ausführungen den Zusammenhang der oberschlesischen mit den norwegischen Holzkirchen nachzuweisen, so liegt es nahe genug, ihre Urform in der geräumigen nordischen Halle zu vermuten, und das um so mehr, als, wie im zweiten Kapitel nachgewiesen wird, auch die übrige Bauweise für profane Zwecke in auffallender Verwandtschaft zu jener der skandinavischen Bauten steht. Die ehemals von ostgermanischen und vandalischen Völkerstämmen, die nächsten

Verwandten der Skandinavier, innegehabten Wohnsitze nahmen nach der Völkerwanderung die nachrückenden Slaven ein und behielten die vorgefundene Bauart bei. Nur so lässt es sich erklären, wie Hennig richtig betont, dass die schlesischen und andere ostdeutsche Blockbauten ja selbst ein Teil der ungarischen Holzkirchen in ihrer Anlage den nordischen näher stehen, als den benachbarten russischen.

Wir beginnen unsere Beschreibung mit jener der zwei ältesten Blockbaukirchen Oberschlesiens, den Gotteshäusern von Syrin und Lubom, die beide nach Angabe der schlesischen Provinzialblätter dem Jahre 1305 entstammen. Sie stellen die beiden Haupttypen vor, auf welche sich fast alle anderen Holzkirchen zurückführen lassen, besitzen aber selbst so viele gemeinsame Hauptzüge, dass wir ihre Schilderung zweckmäßig in die Form eines Vergleichs einkleiden.

Ihr Grundriss besteht aus einem größeren quadratischen und

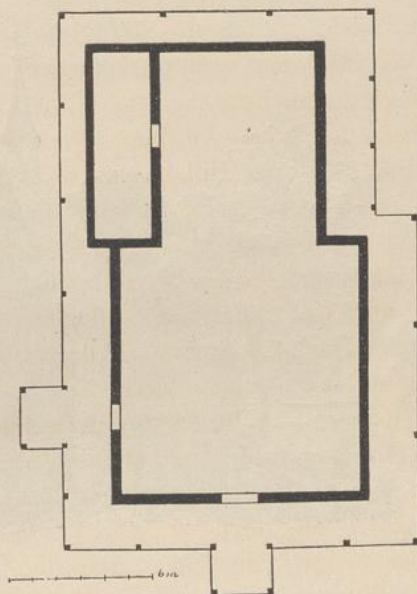


Fig. 124.

einem schmälere rechteckigen Raum. Ersterer — der Aufenthaltsort der Gemeinde — liegt nach Westen, letzterer — der Chor — nach Osten; seiner Nordseite schließt sich die Sakristei, ein rechteckig abgeschlossener Raum an (beistehender Grundriss, Fig. 124, gibt jenen der Lubomer Kirche wieder). Der Haupteingang liegt an der Westseite und wird an beiden Kirchen durch einen umschlossenen Vorraum geschützt. Letzterer besitzt an der Syriner Kirche (s. Fig. 125) nur an der Westseite einen offenen Eingang, an der Lubomer Kirche steht er außerdem noch mit einem offenen Gang, der die ganze Kirche umgibt, in Verbindung. Ein zweiter Eingang liegt an der Nordseite des Hauptraumes und wird gleichfalls von einem angebauten Vorhäuschen geschützt; an der Syriner Kirche ist er vollständig geschlossen und nur an der Ostseite durch eine Thür

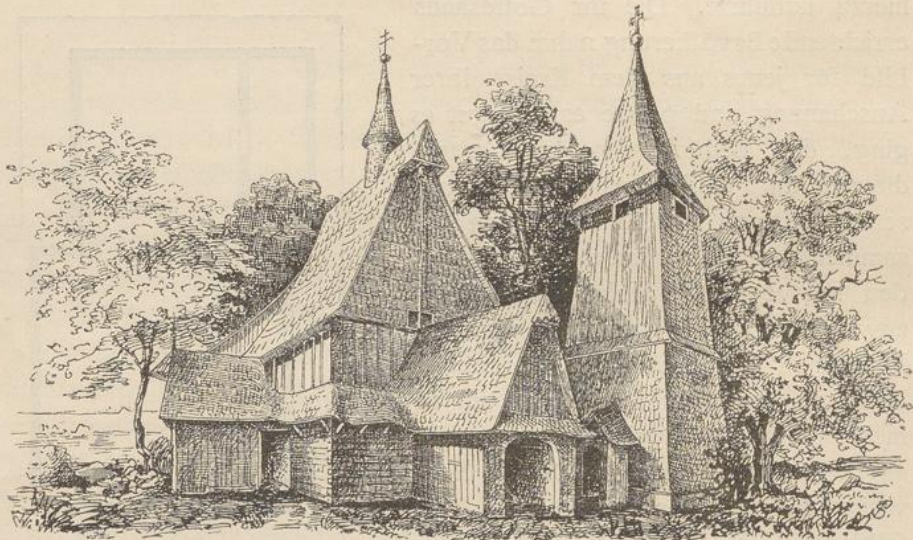


Fig. 125.

zugänglich, an der Lubomer steht er heute offen, war aber höchst wahrscheinlich ehemals, ebenso gut wie jener, den Beschädigungen durch Wetter mittelst einer Verschalung entzogen.

Im Aufbau sind die einzelnen Abteilungen ungleich hoch; am höchsten erhebt sich der quadratische Hauptraum, und schließt derselbe nach Westen und Osten mit einem Giebelfelde ab. Sein Satteldach ist ziemlich steil. Nicht ganz die gleiche Höhe erreicht der Chor; auch er endet an seiner Ostseite mit einem dreieckigen Giebelfelde, nach Westen lehnt er sich jenem des Hauptbaues an. Erheblich niedriger bleiben dagegen die gleichfalls mit Giebelfeldern versehenen Vorräume, welche kaum bis zur Dachbalkenlage des Hauptbaues reichen; wie jener werden ihre Wände von Schindeln oder senkrechten Bretterverschalungen überzogen. Charakteristisch sind beiden Bauten die Dachnasen, womit ihre Giebelfelder oben abschließen. An der Kirche zu Syrin besitzen sie an den beiden Eingangshäuschen eine runde Form (s. Fig. 125), an dem

Hauptdache hat der malerische Anbau eine viereckige Gestalt und dient hier als Schutzdach für die Mittags- und Betglocke, die frei unter ihm hängt. Auch an der Lubomer Kirche findet der reizende Schmuck in polygonaler Gestalt die gleiche Verwendung, nur ist die Betglocke und mit ihr die Dachnase an der Ostseite des Hauptdaches untergebracht.

Soweit herrscht zwischen beiden Bauwerken die größte Ähnlichkeit, erst ihre Hülle mit den äußerlich hinzugefügten Umgängen und Schutzdächern beginnt von einander abzuweichen.

Die Lubomer Kirche (s. Fig. 126) umzieht ein durchschnittlich 2 m breiter nach aufsen offener Hallen- oder Laufgang; seine Pultdächer fügen sich der oberen senkrechten Bretterverschalung der Kirchenräume an und ruhen aufsen auf freistehenden Pfosten. Es lässt sich nicht leugnen, dass sie dem Gebäude eine scheinbare Ähnlichkeit mit der christlichen Basilika verleihen, welche Vorstellung die höher gelegenen Fensteröffnungen der Haupträume noch bestärken; allein man darf nicht



Fig. 126.

vergessen, dass hier die Hallengänge keine integrierenden Bestandteile der eigentlichen Kirche bilden, sondern nur in losem Zusammenhange mit ihr stehen. Wir haben in ihnen keine Seitenschiffe, sondern ausschließlich offene Schutzhallen zu erblicken.

An dem Syringer Gotteshause nehmen ihre Stelle minder große Schutzdächer ein, die durch schräge Stützen ihren Halt an der Hauptwand finden. Sie schließen, wie an der Schwesterkirche, die Grenze der oberen senkrechten Bretterverschalung ab und dienen augenscheinlich als Schutz der unteren nicht verschalten Blockwand. Die Höhen ihrer Trauflinien korrespondieren, so auch an der Lubomer Kirche, mit jenen der Eingangshäuschen, woselbst sie sogar an den Giebelfeldern als kleinere Flugdächer ihre Fortsetzung finden. Da sie ihre Verbindung mit den anschließenden Satteldächern in geschweiften Flächen herbeizuführen suchen, geben sie Anlass zur Herstellung malerischer Übergänge.

Streng genommen schrumpft also auch dieser Unterschied in der äußeren Gestalt beider Kirchen auf untergeordnete Bedeutung zusammen.

Ob ein breiter Hallenumgang, wie ihn die Lubomer Kirche besitzt, oder ein kleineres Schutzdach, wie es der Syriener Kirche eigen, das Bauwerk umzieht, ist nebensächlich; der gemeinsame Zweck ist, die untere Wand vor Schlagregen zu schützen und Gelegenheit zu schaffen, Gedenktafeln oder andere Kultusgegenstände anbringen zu können.

Fügen wir noch hinzu, dass die Syriener Kirche ein runder Dachreiter mit konisch verjüngtem Schafte ziert, sowie dass die Dachnase des Lubomer Gotteshauses in eine Spitze ausläuft, so haben wir damit die Beschreibung des äußeren Aufbaues der beiden Bauwerke erschöpft.

Die Innenräume sind sowohl seitwärts als auch an der flachen Decke verschalt und jedes Schmuckes bar; wohl belebte noch vor wenigen Jahren Figuren- und Schablonenmalerei ihre Wände und Decken, heute starren uns frische, weiß gestrichene Flächen an und überzeugen



Fig. 127.

uns von der Zart- und Kunstsinnigkeit der jetzigen Bevölkerung. Nur ein Balken am Chorschluss der Lubomer Kirche (s. Fig. 127) gibt uns noch die sichere Kunde, dass auch das Schnitzmesser zur Herstellung von Zierformen an der Decke vereinzelt im Gebrauch stand. Den Übergang zur Deckenfläche vermittelt hieselbst eine Bretterwölbung.

Die Fensteröffnungen besitzen in Syrin nur bescheidene Dimensionen, in Lubom schließten sie mit flachen Stichbogen ab und scheinen

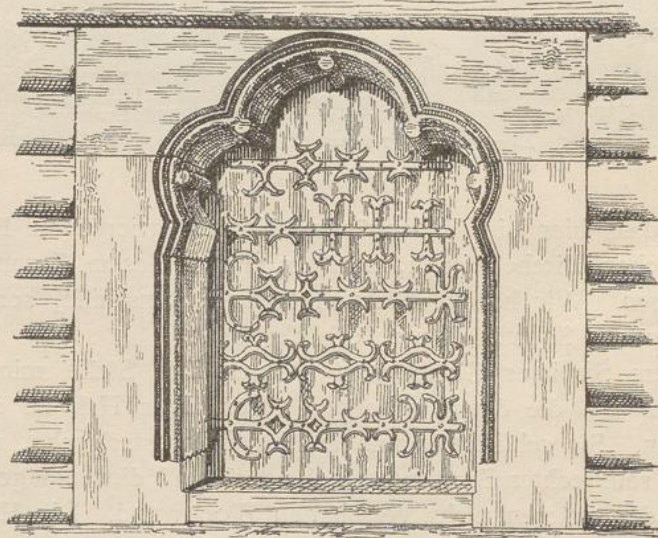


Fig. 128.

erst in einer späteren Zeit zu ihrer jetzigen Größe erweitert worden zu sein.

Mehr Interesse zwingen uns die Thüröffnungen an dem Lubomer Bauwerk ab. Fig. 128 stellt ihre westliche Eingangspforte dar; an ihr vereinigt sich ein seltsames Gemisch von gotischen und orientalischen

Einflüssen. Die Kleeblattlinie ist ein Produkt des Übergangsstils, die sie unterbrechenden Rundstäbe wie auch die übrige Profilierung deuten auf gotischen Formgeschmack, dagegen erinnern die schräg zulaufenden Kämpfer an Hufeisenbögen; alles zusammen genommen bestätigt sie die angegebene Erbauungszeit, die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Die den Bogenlinien und den Kleeblattecken eingefügten Rundstäbe können übrigens nicht als Spezialität einzelner oberschlesischen Holzkirchen gelten, sie finden sich bis tief in Ungarn an den Holzbau gebunden; auch die Zickzacklinie am Kämpferabschluss ist ein holztechnischer Gebrauch, der ab und zu an anderen Bauten wiederkehrt. Hingegen ist die ganze Form der Thürumrahmung der Steinarchitektur entnommen, was klar aus ihrer Konstruktion hervorgeht. Um den Kleeblattbogen herausschneiden zu können, bedurfte es eines 60 zm hohen Sturzbalkens und 55 zm breiter Thürpfosten, für den Holzbau ganz ungeheuerliche Dimensionen.

Ungewöhnliche Formen besitzen auch die schmiedeeisernen Beschläge der Thürfläche; ihre Elemente sind zwar höchst primitiver Natur, entsprechen aber dem slavischen Stilgefühl jener Zeit.

Die nördliche Eingangsthüre verwertet den Spitzbogen, wozu gleichfalls ein einziger Sturzbalken erhalten musste; ihre Kämpferpunkte und die Scheitelspitze markieren Rundstäbe.

Seitwärts von dem Gotteshause, in Lubom in nordwestlicher, in Syrin in südwestlicher Richtung erheben sich quadratische Glockentürme, welche, abweichend von der sonst gebräuchlichen Bauweise, im Ständerbau errichtet sind. Vier schräg gestellte mächtige Ständer stützen sich auf 45 zm im Quadrat messende Schwellen (nebenstehende Figur gibt den Glockenturm der Kirche in Brzezine wieder, das nämliche Schema gilt auch für das Lubomer Gotteshaus). Spannriegel verbinden sie in drei verschiedenen Höhen, oben halten sie Rahmhölzer zusammen; in der halben Höhe dient ein Zwischengeschoss aus einer Bretterlage als Ruhepunkt für die steilen Treppenleitern; außerdem verleihen diagonal sich kreuzende Schrägstreben dem obeliskensähnlichen Unterbau genügende Widerstandsfähigkeit gegen die ihn umtosenden Wind- und Schneestürme. Nach außen verschalt das Turmgerüst eine doppelte Bretterlage, deren äußere Fugen an der Lubomer Kirche noch schmale Lattenstreifen decken. Bis dahin gleicht sich die Konstruktion beider Glockentürme; während nun aber an dem Syriner Turm dem oberen Querverbande die Balken-

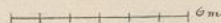
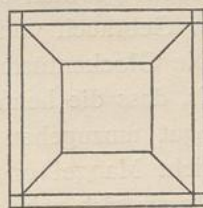
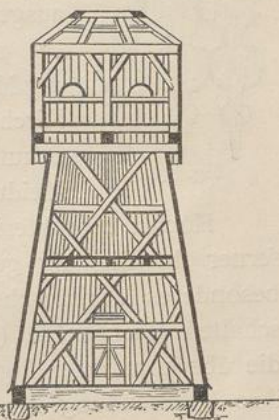


Fig. 129.

lage und hierauf sofort das steile, nach unten geschweifte Zeltdach aufgesetzt wird, trägt der Lubomer Glockenturm erst noch einen würfelförmlichen auskragenden Aufbau; an ersterem befinden sich die Schalllöcher an dem Obeliskstumpf, an letzterem über jenem in der aufgesetzten Glockenkammer. Diese wird von acht Ständern mit eingespannten Riegeln und Winkelbändern eingeschlossen, endet mit einem zweiten Schwellenkranz und stützt das künstliche Dachgespärre der mit einer Zwiebelkuppel und Durchsicht gekrönten Turmspitze. Sowohl an der Glockenstube als auch an der höher gelegenen Durchsicht besitzen die Schall- und Lichtöffnungen die Gestalt kleiner Rundbogen; auch die senkrechten Verschalbretter der Glockenstube sind mit Zierformen be-

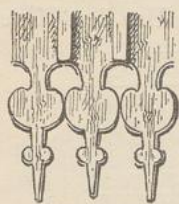


Fig. 130.

dacht und enden unten in frei herabhängende gefällig ausgesägte Zacken (s. Fig. 130). Desgleichen schmückt ein zinnenartiger Abschluss die Bretterverkleidung in der Mitte des Turmschaftes, wogegen sich an der Syriener Kirche an derselben Stelle ein schmales Flug- oder Schutzdach befindet, dem sich unten eine Schindelbekleidung anreihet.

Höchst charakteristisch für die oberschlesischen Glockentürme kann ferner ihr Eingang gelten. Wie jenen an der Kirche schützt ihn ein besonderes Vorhäuschen mit dem bekannten Satteldach und dem verschalten Giebelfelde (s. Fig. 125 und 126). Also auch hier hielt man die überkommenen Eigentümlichkeiten der älteren Bauweise fest; obwohl ihre Verwendung für den Glockenturm — ein unbewohnter Raum — nicht direkt geboten erscheint. Dass es trotzdem geschah, beweist, wie tief der Gebrauch von Vorhallen wurzelte.

Die Glockentürme bilden in ihrem kunstvollen Aufbau ein beredtes Zeugnis, dass die heimischen slavischen Zimmerleute mit dem Ständerbau ebensogut umzugehen verstanden, wie ihre deutschen Nachbarn, dass also nicht Mangel an Kenntnis und Übung den Grund abgeben kann, weshalb sie sich seiner an dem Kirchenbau und an ihren Wohnhäusern nicht bedienten. Für sie scheint nur der eine Umstand entscheidend gewesen zu sein, dass die Blockwand wärmere Wohnräume schafft; deshalb verliehen sie auch ihren Kirchen jenen Schutz, den der Glockenturm nicht benötigte.

Mit der Beschreibung der Lubomer und Syriener Kirche sind auch die Grundzüge für alle anderen oberschlesischen Holzkirchen, soweit sie nicht den beiden letzten Jahrhunderten angehören, gegeben. Wir fügen zur Bestätigung dessen Abbildungen von einigen anderen Bauwerken hinzu, verweisen aber außerdem noch auf die im »Rübezahl« erfolgten Publikationen der Kirchen in Ponischowitz vom Jahre 1499 (s. Fig. 133), Pniav vom Jahre 1506, Mikulschütz vom Jahre 1530 (s. Fig. 132), Groß-Strehlitz vom Jahre 1641 und Zawada, vormals in Ostrop vom Jahre 1649, welche alle mehr oder weniger mit den hier dargestellten Beispielen übereinstimmen, so dass wir auf ihre vollständige Wiedergabe verzichten können.

Die Kirche von Brzezie, unweit Ratibor, vom Jahre 1331, ist allerdings mit einem Mörtelverputz überzogen und besitzt daher ein anderes Kleid als ihre Schwestern, auch sind ihr auf drei Seiten die Flugdächer benommen und ihrem Hauptraum an der südlichen Seite ein kleiner Anbau beigefügt; allein diese Zuthaten resp. Änderungen entstammen einer jüngeren Zeit. Ihr Grundriss ist identisch jenem von Lubom; nur darin weicht er von ihm ab, dass sich die Turmanlage hierselbst direkt dem westlichen Eingang anschließt und hier das gewohnte Vorhäuschen ersetzt. Die Zwiebelhaube des Turmes, wie auch der ähnlich geartete Dachreiter dürften gleichfalls spätere Ergänzungen sein.

Auf das hohe Alter des Bauwerks verweisen neben einigen gekuppelten Fensteröffnungen in romanischer Geschmacksrichtung insbesondere die Thüren und ihre Beschläge. Fig. 131 stellt die nördliche

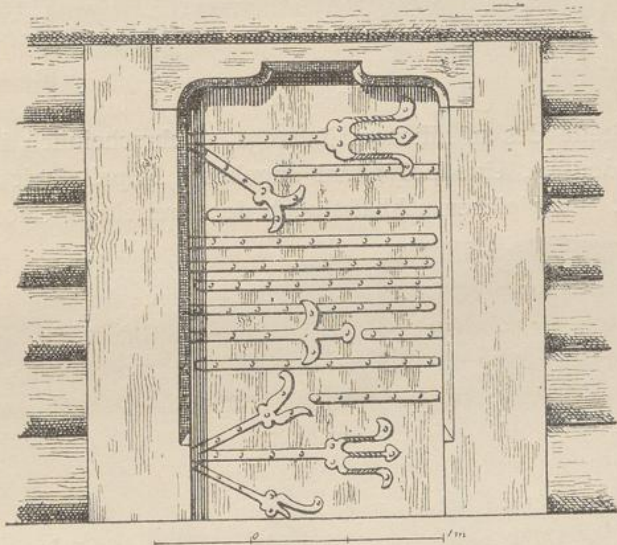


Fig. 131.

Kirchenthüre hinter dem Vorhäuschen dar und lässt in dem oberen kielbogenartigen Abschluss deutlich gotisierende Einflüsse erkennen. Ihre Konstruktion weicht insofern von jener in Lubom ab, als der Sturzriegel nicht ganz über die 55 cm breiten Pfosten hinwegragt. Höchst unbeholfene Formen tragen die schmiedeeisernen Beschläge und verraten weder Geschmack noch technisches Können; womöglich noch ungelenker sind die Schlosserarbeiten an der westlichen Thüre, die hier aus im Zickzack sich bewegenden Flachbändern mit dürrtigen Kelchspitzen bestehen.

Nach dem nämlichen Schema sind die Kirchen in Mikulschütz, (s. Fig. 132) Pniow und Ostrop aufgeführt. An den beiden letzteren umzieht der niedrige Sakristeiraum die nördliche und westliche Chorseite; die Kirche von Mikulschütz schließt im Chore dreiseitig ab, besitzt aber sonst die größte Ähnlichkeit mit der Lubomer Kirche und wird wie jene von einem offenen Hallenumgang eingerahmt.

Auch an der Kirche von Ponischowitz (s. Fig. 133) endet der Chor dreiseitig, besonders weicht aber ihre äußere Gestalt dadurch von den anderen Kirchen ab, dass die Sakristei höher als der andere Raum liegt und von auferhalb durch eine freiliegende Treppe erreicht wird; zudem



Fig. 132.

nimmt die Stelle des nördlichen Eingangs, wahrscheinlich infolge einer späteren Änderung, eine polygonal angebaute Kapelle mit achteckigem Zeltdach ein. Desgleichen schließt auch der dreiseitige Chor mit einem

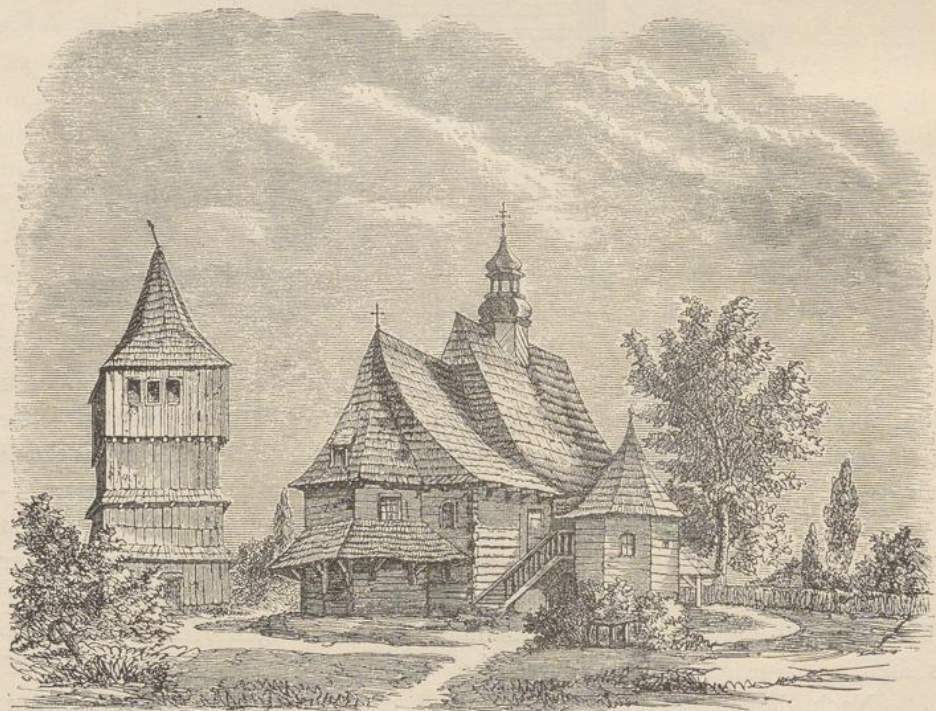


Fig. 133.

Walmdach ab, während die viereckige Sakristei ein weit vorspringendes Schleppdach überzieht. Das ganze Bauwerk hat zwar durch diese Zu-
thaten ein eigenes Gepräge angenommen, lässt aber noch die ursprüngliche Anlage, welche mit jener von Lubom übereinstimmt, klar erkennen.

Die Dachreiter der oben angeführten Holzkirchen gleichen jenen der Brzezier Kirche, was auch für die Ostroper Turmanlage gilt; in Mikulschütz kommt sie mehr auf die Lubomer heraus, schließt indessen oben mit einem flachen achteckigen Zeltdach. Der Glockenturm von Ponischowitz besitzt an seinem Obeliskstumpf zwei Flugdächer und endet über der rechteckigen auskragenden Glockenstube wie der Syriener Bruder mit einem achteckig zulaufenden Zeltdach.

Die einfachste Form der oberschlesischen Holzkirchen vertritt das Gotteshaus von Rudnik. Ihr Grundriss bildet ein längliches Rechteck mit dreiseitigem Chor und abgewalmten Dachflächen; große Fenster sind der Blockwand eingefügt und diese selbst durch vertikale Pfosten zusammengehalten. Vorhäuschen schützen in der bekannten Weise die



Fig. 134.

Eingänge, welche hier aber gegen alle Regel sowohl auf der nördlichen als auch auf der südlichen Seite liegen; ein viereckiger schlichter Dachreiter krönt das Gebäude. Ebenso einfach ist auch der Glockenturm, unterscheidet sich aber insofern von anderen ähnlichen Anlagen, als sein

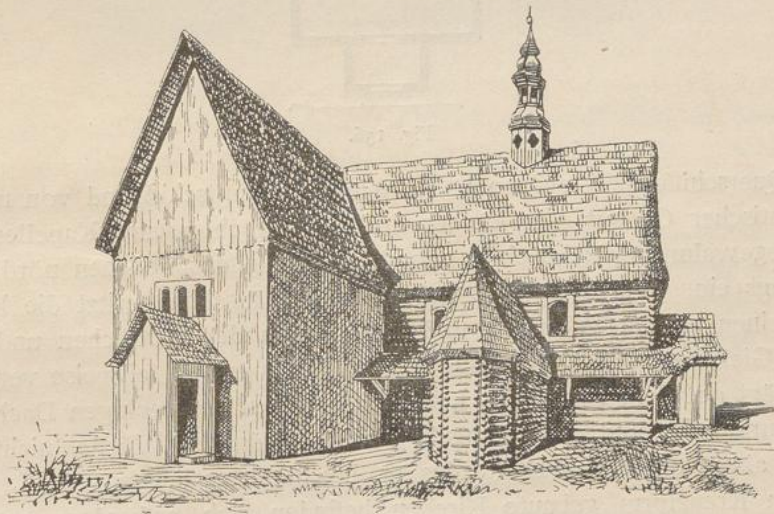


Fig. 135.

achteckiges Zeltdach ohne weitere Vermittlung dem viereckigen Unterbau aufgesetzt ist. Mit der Kirche steht er — wie jener in Brzezie — in loser Verbindung.

Ohne Frage haben wir in diesem Bauwerk eine jüngere Abart zu

erblicken, die sich nicht streng an das ältere Schema bindet und nur mit wenigen anderen Holzkirchen und Begräbniskapellen des 17. und 18. Jahrhunderts übereinstimmt.

Es erübrigt nunmehr noch die Besprechung einer Gruppe von Holzkirchen, wie sie die Kirche von Groß-Hammer (s. Fig. 135) vertritt. Mit den bisherigen Typen hat sie nur den Blockverband, die Eingangshäuschen und das Flugdach gemein; sonst kommt ihre Anlage auf den jenerzeit im übrigen Deutschland gebräuchlichen Kirchenbau hinaus. Ihr Grundriss besteht aus einem lateinischen Kreuz mit rechteckigem Choranatz; die sich jenem anschmiegenden Sakristeiräume (in der Fig. 136 schraffiert angegeben) scheinen erst später hinzugefügt worden zu sein.

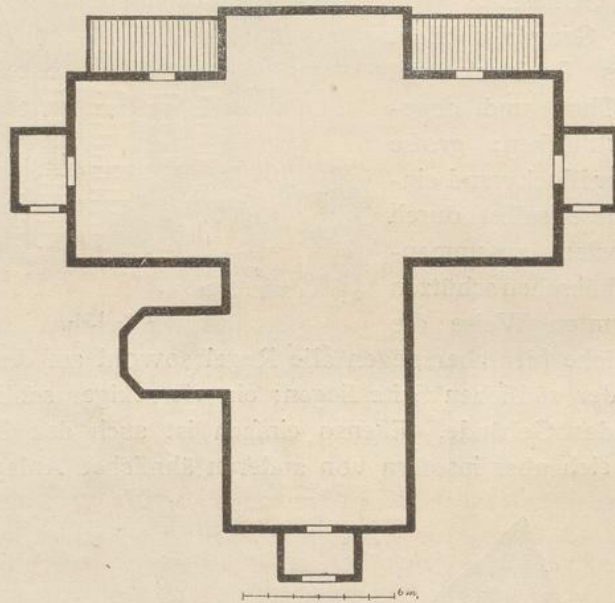


Fig. 136.

Ihre Querschiffe sind ebenso breit, wie das Hauptschiff und von nahezu quadratischer Gestalt; ein kleiner dreiseitig geschlossener Kapellenraum mit abgewalmten Dachflächen nimmt die Stelle des üblichen nördlichen Eingangs ein. Zugänge mit angebauten Vorhäuschen besitzt die Kirche drei, einen an der Westseite und je einen an der nördlichen und südlichen Giebelwand des Querschiffes. Das Bauwerk ist teilweise verschalt und trägt auf dem Dache des Langschiffes einen sechseckigen Dachreiter mit Durchsicht und Zwiebelhaube; seine Gründung dürfte nicht viel früher als in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts liegen.

In Kreuzform gebaute Kirchen befinden sich außerdem noch in Lissau (vom Jahre 1618) und Boronow. An ihnen hat der Umwandlungsprozess der nordischen Halle bereits solche Fortschritte aufzuweisen, dass, fehlten jene älteren Gruppen, ihr Zusammenhang mit der Urform gänzlich verwischt wäre. Für unsere Untersuchungen bedeuten sie die Endglieder des ostdeutschen Holzkirchenbaues; zwischen ihnen und dem

christlichen Kirchenbau der germanischen und lateinischen Länder liegt nur ein Schritt, der Umtausch von Stein und Holz.

Als ein höchst interessantes, in seiner Art gänzlich vereinzelt dastehendes kirchliches Bauwerk haben wir schliesslich noch unserer Besprechung der oberschlesischen Holzkirchen die Nepomuk-Kapelle bei Lubom anzureihen (s. Fig. 137). Sie bildet ein regelmässiges Achteck und endet oben mit einem geschweiften Zwiebeldach. Ihr hohes Alter verbürgt die Eingangsthüre, welche, zweiflügelig, dieselben Formen aufweist,



Fig. 137.

wie die westliche Hauptthüre der Ortskirche; auch ihre Konstruktion stimmt mit jener überein, so dass ihre Erbauungszeit wohl gleichfalls in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu suchen sein dürfte. Nach außen ist ihre Wand verschalt; Lichtöffnungen besitzt nur die Wand über dem Eingang, weshalb an dieser Stelle das sonst übliche Vorhäuschen fehlt. Im Innern ersetzt eine netzartige Kuppel die Decke.

An äusseren und inneren Zierformen oder an Farbenschmuck vermögen die oberschlesischen Kirchen nur wenig aufzuweisen. Abgesehen von den bereits beschriebenen Eingangsthüren und Fensteranlagen, denen noch einige ähnliche Beispiele aus Biskupits, Mikulschütz und Zabrze hinzugefügt werden könnten, beschränkte man sich darauf, höchstens den Schalllöchern der Glockentürme (s. Fig. 138) und Dachreitern oder den frei endenden Verschalbrettern der Glockenstuben zierliche Formen zu verleihen (neben dem Lubomer Beispiel — s. Fig. 130 — enthält Fig. 139 noch eine solche Endigung von der Brzeziner Kirche);



Fig. 138.

auch versah man wohl hin und wieder die Holzschindeln mit kleinen Bogenlinien (s. Fig. 140 und 141).

Schablonen- und Figurenmalerei zählt zu den Seltenheiten, und wo sie noch getroffen wird, verrät sie höchst mittelmäßige Technik.

Wenden wir uns nunmehr wieder der Beantwortung der ersthin aufgeworfenen Frage zu: in welchen Beziehungen stehen die schlesischen Holzkirchen zu der nordischen Halle, so lehrt schon ein oberflächlicher Vergleich, dass wir in ihnen gar nicht allzu ferne Abkömmlinge jener zu erblicken haben. Der grofse quadratische Raum bildet den Kern, der Altar mag vielleicht ursprünglich in dem Vorbau des östlichen Eingangs untergebracht gewesen sein; später führte das Bedürfnis darauf, ihm einen gröfseren Raum zuzuweisen. Behufs dessen erweiterte man jene Vorhäuschen, entfernte den Eingang und schuf, wie in anderen christlichen Kirchen, den Chor.

Gänzlich unverändert blieb der westliche Vorbau, der sowohl in seiner Anlage als auch in seinem Aufbau dem ursprünglichen Halleneingang entspricht; auch dürfen wir in der Wahl der nördlichen Kirchen-

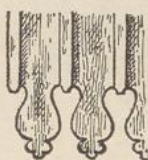


Fig. 139.



Fig. 140.

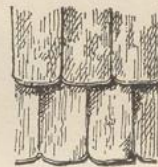


Fig. 141.

seite für einen zweiten Eingang nichts zufälliges erblicken, als Hochsitz des Hausherrn oder Thronszitz des Herrschers war diese Stelle schon in der nordischen Halle besonders bevorzugt. Ferner stimmt auch die Anlage der offenen Umgänge, wie sie der Lubomer und Mikulschützer Kirche eigen sind, mit dem altgermanischen Brauch, dem eigentlichen Wohnhaus eine gedeckte Vorhalle vorzuschieben, überein. Derselbe Brauch hat sich bis heutigen Tages vielfach an dem dortigen Wohnhause erhalten; an der Kirche erfolgte seine Verwendung nur in erweitertem Umfang, indem der Hallengang, nicht wie an jenen, sich blos der Eingangsseite, sondern allen Gebäudeteilen anschliesst. Die minder grofsen Schutz- oder Flugdächer des Syriener Kirchenschemas bedeuten weiter nichts, als verkleinerte Ausgaben der breiteren Hallengänge und bestätigen als solche nur die ältere allgemein befolgte Regel.

Setzen wir diesem Vergleich der oberschlesischen Kirche mit der nordischen Halle jenen mit der christlichen Basilika gegenüber, so fehlen hier alle weiteren Berührungspunkte, nicht einmal die Chorerhöhung mittelst einiger Stufen trifft zu. Eher könnte die einschiffige norddeutsche Dorfkirche eine Parallele bieten, wie es überhaupt nicht unwahrscheinlich sein dürfte, dass letztere noch ältere Einflüsse in sich birgt.

Auch die Gegenüberstellung mit den benachbarten russischen Kirchenbauten liefert nur geringe Anknüpfungspunkte; allerdings greift die ober-

schlesische Bauweise nach Polen hinüber, allein nur so weit, als ehemals germanische Völkerstämme ihre Wohnstätten dort inne hatten. In allen jenen Gegenden herrscht eine abweichende Bauart von der russischen, so dass die Annahme, sie sei ein Erbteil der west- und nordwärts ausgewanderten Germanen, nach allen Richtungen hin gerechtfertigt erscheint.

Noch deutlicher aber weist die augenscheinliche Verwandtschaft der oberschlesischen mit den norwegischen Holzkirchen auf die gemeinsame Wurzel, den nordischen Hallenbau, hin. Entkleiden wir jene ihrer dekorativen Zuthaten, so besitzen sie die gleichen Grundformen: den größeren quadratischen Raum mit dem rechteckigen Chor*), die den Hauptbau ost- und westwärts abschließenden Giebfelder, die mit Giebfeldern versehenen Eingangshäuschen und den das Gotteshaus einschließenden Umgang, welcher nirgends in direkte Verbindung mit



Fig. 142.

dem eigentlichen Kirchenraum tritt. Lauter Merkmale, die sich an anderen Baustilen nicht wieder vorfinden. Zur besseren Veranschaulichung bringen wir in Fig. 142 die norwegische Holzkirche zu Wang bei Brückenberg im Riesengebirge zur Darstellung; sie stammt aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wurde 1842 von Friedrich Wilhelm IV. in Norwegen angekauft und — abgesehen von dem steinernen Glockenturm — genau in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder aufgebaut.

Gegenüber jenen charakteristischen Eigentümlichkeiten treten andere bemerkenswerte Unterschiede der oberschlesischen und norwegischen Kirchengruppen mehr zurück, sie sind vornehmlich technischer Natur. Die

*) Die Mehrzahl der norwegischen Holzkirchen schließt an der Chorseite geradlinig ab; jene reicheren Anlagen, wie sie die Hitterdaler, Borgunder und Wanger Kirche vorstellen, bilden weitaus die Minderzahl.

norwegischen im Ständerbau mit senkrechten Bohlenwänden gezimmerten Kirchen vertreten eben eine höhere Entwicklungsstufe, sie wurden einer fortschreitenden organischen Ausbildung unterzogen, sind architektonisch gut gegliedert und haben ihre innere und äußere Gestalt den Bedürfnissen des Kultus besser angepasst, als ihre oberschlesischen Stammesverwandten, zu denen sie sich verhalten, wie die gewölbten romanischen Dome zu den altchristlichen flach gedeckten Basiliken. Gerade der Umstand, dass die oberschlesischen Bauten nur eine geringe Weiterentwicklung gefunden, erhöht ihren Wert für unsere Forschungen und erhebt sie zu hochbedeutsamen Denkmälern unserer frühesten Kulturgeschichte. Dass die Slaven mit ihren westlichen deutschen Nachbarn in der kulturellen Entwicklung nicht gleichen Schritt hielten, sondern die von ihnen adoptierte Bauweise in ihrer Ursprünglichkeit weiter pflegten und verhältnismäßig rein überlieferten, verdanken wir heute ihre Kenntnis. Aber nicht nur die Kirchen, auch die isolierten Glockentürme liefern höchst beachtenswerte Vergleichsobjekte der oberschlesischen und norwegischen Anlagen.

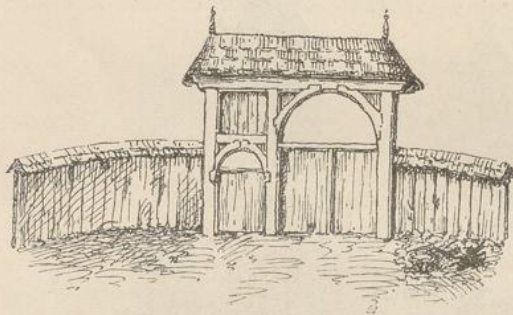


Fig. 143.

Isoliert von jenen ist ihre Lage häufig gänzlich willkürlich; bald stehen sie an der Ost-, bald an der Westseite, bald mehr nach Norden, bald mehr nach Süden, ja ihre Axe läuft nicht einmal immer parallel zur Kirchenhauptachse. In ihrer planlosen Aufstellung stimmen sie ganz mit den norwegischen

Vettern überein, was auch für den Aufbau mit dem obeliskenhähnlichen Unterbau gilt.

Über ihre Herleitung herrscht noch Ungewissheit, doch erscheint es nicht ganz unwahrscheinlich, dass sie gleichfalls germanischen Traditionen entspringen; jedenfalls steht so viel fest, dass sie ehemals über ganz Deutschland verbreitet waren; an der Niederelbe lassen sie sich wenigstens noch heute nachweisen. Ein Holzturm mit abgestumpftem Pyramidenuntersatz, wie wir ihn an der Rudniker Kirche kennen lernten, befindet sich in Altenbruch, ein anderer, der mit jenem in Syrin große Ähnlichkeit aufzuweisen vermag, steht auf dem Kirchplatz zu York; aber auch sonst mag noch mancher vereinzelte Holzturm anderwärts sein Dasein fristen.

Nicht unwichtig dürfte schließlich, worauf Hennig aufmerksam macht, die auffallende Ähnlichkeit der Einfriedigungen mit ihren originellen Thorbauten an den schlesischen und norwegischen Anlagen aufzufassen sein. Sie grenzen den Kirchplatz rund mit einem Zaun aus vertikal aneinander gereihten Brettern ein und werden von Schindelverdachungen vor dem ärgsten Schlagregen geschützt (s. Fig. 143, Einfriedigung der

Syriner Kirche). Nur ein einziges Thor unterbricht die Einfriedigung und wird gleichfalls von einem Schindeldach überdeckt; entweder besteht es nur aus einer grösseren Thorfahrt, oder, wie an unserem Beispiel, neben jener noch aus einem besonderen Eingang für Fußgänger. Die den Verband stärkenden Riegelbänder in dieser Figur, welche die Öffnungen rundbogig abschliessen, bilden eine Spezialität der Syriener Thorfahrt, für gewöhnlich besteht letztere aus zwei einfachen Pfosten und einem Sturzbalken.

Bei so vielen gemeinschaftlichen Merkzeichen, wie solche den ober-schlesischen und norwegischen Holzkirchen eigen sind, kann unmöglich nur ein Zufall sein Spiel getrieben haben; sie bilden sichere Belege für die innige Verwandtschaft beider Gruppen und bestätigen die Richtigkeit unserer Ausführungen, für welche übrigens die ungarischen Holzkirchen auch noch weitere Beweise liefern.



Fig. 144.

Hier, wo in dem waldreichen und wildromantischen Karpathengebirge noch eine grössere Zahl solcher Bauwerke anzutreffen ist, macht sich insbesondere in seinem nördlichen Teile die Verschiedenheit der slavischen und germanischen Bauweise in der schroffsten Weise geltend. Je nachdem die einzelnen Kirchen von Ruthenen oder Deutschen — deren es in der dortigen Gegend bekanntlich heute noch viele Gemeinden giebt — errichtet wurden, zeigen sie entweder einen ausgesprochen byzantinischen oder aber den schon beschriebenen germanischen Charakter. Zwar ist ihnen die Grundeinteilung gemein — der Grundriss (s. Fig. 146) gleicht insoweit jenem der ober-schlesischen Holzkirchen, als er aus einem quadratischen Hauptraum mit angefügtem Chor von kleinerer Breite besteht; nur tritt ausserdem an den Karpathen-Gotteshäusern der Turm mit der Westseite in engere Verbindung — allein im Aufbau machen sich alle jene charakteristischen Eigentümlichkeiten bemerkbar, die beiden Stilrichtungen sonst eigen sind.

Während die eine, unter germanischem Einfluss stehenden Gruppe,

von welcher wir die Kirche Szuszkó (im Beregher Comitatz), Fig. 144, als Beispiel bringen, mit Ausnahme des Glockenturmes genau den ober-schlesischen Bauten entspricht, ist die andere nach streng byzantinischen Regeln zugeschnitten. Ihr Vertreter, Fig. 145, die griechisch katholische Kirche zu Ploszkó (gleichfalls im Beregher Comitatz), hat alles, was irgendwie an einen Langbau erinnern könnte, abgestreift und jeden einzelnen Raum ihres Grundrisses nach orientalischer Weise für sich ab-

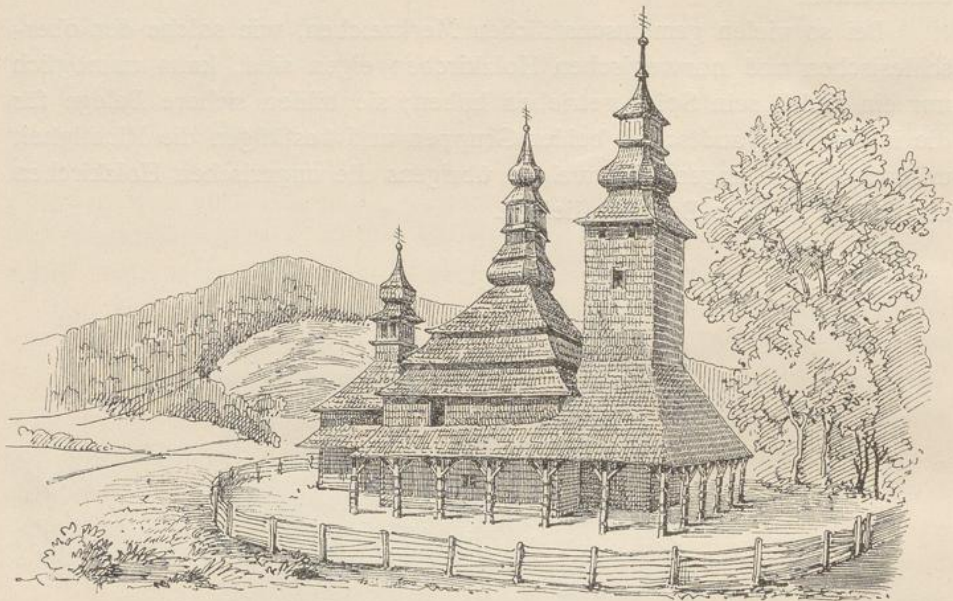


Fig. 145.

geschlossen; hier ist weder von einem Giebel noch einer Dachnase oder einem Satteldach mehr die Rede. Der Turm, wie der Mittelbau als auch der Chorraum enden in selbständigen Spitzen, deren Zusammengehörigkeit nur aus ihrem unteren Teil erhellt. Jenen umgürtet nämlich

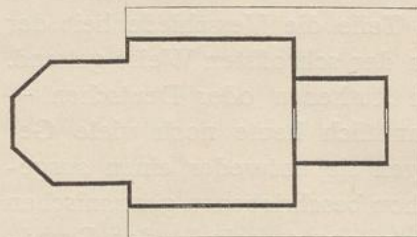


Fig. 146.

eine fortlaufende Dachfläche, welche anfangs nur in Gestalt eines Flugdaches den Chorraum umzieht, an dem Hauptraum aber so breit wird, dass sie vermöge einer vorgeschobenen Pfostenreihe die Bedeutung eines Hallenganges gewinnt; ihre grösste Breite findet sie endlich an dem Turm, dessen untere Hälfte mit dem Eingang

sie vollständig überdeckt. Dieser gemeinsamen Dachfläche entsteht jeder Teil der Kirche abgesondert für sich, was eine scharf ausgeprägte Dreiteilung veranlasst. Der Mittelbau verjüngt sich in ein stufenweise abgesetztes Zeltdach und schließt oben mit einer mehrfach durchbrochenen Zwiebelspitze; ebenso, wenn auch in kleineren Verhältnissen, erhebt sich ein selbständiges Dach über dem Chorraum, während der

Turm erst noch ein Stück geradlinig in die Höhe geht, um dann in der gleichen Weise zu enden.

An unserem Beispiel ist der Turm höher als der Hauptbau; es gibt aber auch Kirchen, wie jene zu Alsó verecke, wo das nicht der Fall ist, an denen also der byzantinische Zentralbau noch mehr zu seinem Rechte gelangt.

Beide oben genannten Kirchen, jene zu Szupzkó als auch die zu Ploszkó*) können als Typen für eine grosse Zahl ähnlicher Bauwerke gelten, welche sowohl in Südgalizien wie in Nordungarn neben einander vorkommen. Es ist daher auch begreiflich, wenn sie manche Eigenthümlichkeiten gemein haben, die auf germanische Einflüsse an dem ruthenischen Gotteshause hinweisen; im Grunde genommen ändern sie aber so wenig an der eigentlichen Bauart, dass sie die urtümliche Verschiedenheit beider Richtungen nicht abzuschwächen vermögen. Weitere Abarten der germanischen Giebelkirchen mit hohen, schlanken und spitzigen Turmhelmen kommen auch in der ungarischen Tiefebene vor.

*) Wir verdanken ihre Kenntnis der Freundlichkeit des Herrn Th. v. Lehoczky in Munkacs.

Zweiter Abschnitt. Profanblockbauten.

Zur Wandbildung der ländlichen Hütte und des Bauernhofes diene im ganzen Osten Deutschlands fast ausschließlich der Blockbau; in der Lausitz, Schlesien, Posen, Preußen, Pommern und in einem großen Teile von Brandenburg ist er zu Hause. Dagegen bleibt er in Städten ein seltener Gast und wird in solchen nur in dem weiteren Umkreise des Riesengebirgs angetroffen. Dort hat er aber für seine Entwicklung günstigen Boden gefunden und einen Lokalstil gezeitigt, der den bemerkenswertesten Schöpfungen der gesamten Holzbaukunst beigesellt werden darf.

Wir haben uns in diesem Kapitel vorzugsweise mit jener Baugruppe zu beschäftigen, der gegenüber den ländlichen Blockbauten nur nebensächliche Bedeutung zugemessen werden kann.

Das ergiebigste Feld unserer Ausbeute beginnt im Westen mit Marklissa, erstreckt sich über die Umgegend von Zittau und Reichenberg, konzentriert sich insbesondere in den böhmischen Städten Eisenbrod, Semil, Hohenelbe, Arnau, Nachod und Braunau und verläuft sich allmählich nach Neurode und Trautenau; hier liegen die nennenswertesten Leistungen beisammen, deren sich der Profanblockbau im Osten rühmen kann.

Hat Rudolph Hennig in seiner Geschichte des deutschen Hauses mit vielem Geschick den Ursprung des polnischen bäuerlichen Hauses auf germanische Überlieferungen zurückverfolgt, und gelang es ihm, zwischen der Bauart unseres Ostens und jener Skandinaviens den Zusammenhang zu finden, so führt uns das bürgerliche Wohngebäude auf denselben Pfad; an ihm tritt die augenscheinliche Verwandtschaft noch schärfer zu Tage und berechtigt mindestens zu den gleichen Schlüssen.

Nach alter Sitte, die sich stellenweise in abgelegenen Thälern Norwegens noch heutigen Tages vorfindet, war ehemals jeder Wohn- und Nutzraum in einem eigenen Häuschen untergebracht. Auf allgemein

übliche Reihenfolge oder bestimmte Gruppierung dieser Einzelgebäude legte man keinen Wert und brachte ihre Zusammengehörigkeit nur durch gemeinsame Einfriedigung zum Ausdruck. Als Wohngebäude diente ein ungeteilter rechteckiger Raum mit einem Ausgang an der Giebelseite; ihn zu schützen, errichtete man eine Vorhalle, die mit der Zeit in den Aufbau des Hauses hereingezogen wurde. Der erste Versuch, dem Wohnraum ein Obergeschoss aufzusetzen, tritt uns an dem nordischen Hause in der Anlage der sogenannten Ramloftstube entgegen; einem erkerartigen, gewöhnlich der rechten Gebäudeecke aufgesetzten Dachausbau, der mittelst einer ausßen gelegenen Treppe und Galleriegang zu erreichen war. Später dehnte sich die Ramloftstube über die ganze Grundfläche aus, während die Gallerie mit der Treppe auf eine Gebäude-seite beschränkt blieb.

Stellen wir dieser Schilderung das ältere Blockwohnhaus des Riesengebirges, wie es die Fig. 153 und 156 veranschaulichen, gegenüber,

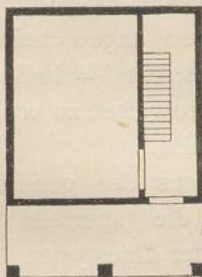


Fig. 147.



Fig. 148.

so erblicken wir in allen seinen Teilen dasselbe Schema, ja selbst die Ramloftstube existiert in vereinzelt Exemplaren.

Der Grundriss dieser älteren Gattung (s. Fig. 147) besteht für gewöhnlich im Erdgeschoss aus einem rechteckigen Raum, dem Treppengang und einer an der Giebelseite gelegenen Vorhalle. Letztere bilden freistehende Pfosten, welche an der ländlichen Hütte (s. Fig. 148) unmittelbar das Dach, an dem städtischen Wohngebäude (s. Fig. 153) ein weit vorspringendes Obergeschoss tragen. Über dem Obergeschoss erhebt sich ein mächtig steiles Satteldach mit der Straße zugekehrter Giebelseite. Selten geht jene oben in eine kurze Walmdfläche über und noch seltener springt die Dachfläche über sie hinaus. Da im Dachgeschoss keine Wohnräume liegen, hört die Blockwand an dem Giebeldreieck auf; an ihre Stelle tritt eine Bretterschalung, welche teils in senkrechter, teils in schräger Lage Anlass zu mancherlei dekorativen Lösungen gibt. Geschossvorsprünge kommen an dem Giebelfelde wohl hin und wieder vor, erreichen jedoch nie die Größe einer Wanddicke. Den Enden der Deckenbalken sind häufig zierlich ausgesägte Bretter vorgehängt. Flugdächer, wie in Fig. 148, oder wie sie die Holzkirchen begleiten, zählen hingegen am bürgerlichen Wohnhause zu den Seltenheiten. An manchen

Gebäuden trifft es sich, dass der Hallengang ganz zusammenschrumpft und seine Pfosten an die Hauptwand rücken, um mittelst Lagerhölzer und Riegelbänder das vortretende Geschossgebälk aufzunehmen (s. Fig. 157); auch etwaige Unterzüge werden in ähnlicher Weise durch sichtbare Ständer unterstützt. Dieses seltsame Gemisch von Ständer- und Blockbau gibt Anlass zu vielerlei anmutigen architektonischen Wirkungen. In einzelnen Gegenden, wie vorzugsweise um Zittau, nehmen die Ständerreihen sogar eine spezifisch lokale Färbung in Gestalt von Arkaden an,



Fig. 149.

und umziehen als solche das ganze Gebäude in gleicher Höhe; immer klingt also die Neigung zur Hallenanlage durch. Wie weit hier Wechselwirkungen mit den Laubengängen an Massivbauten herrschen, kann für unsere Untersuchungen nicht weiter in Betracht kommen; an dem Holzgebäude ist ihre Abkunft von der ländlichen Hütte so augenscheinlich, dass jeder Versuch, der Vorhalle andere Stammeltern zuweisen zu wollen, ausgeschlossen bleibt.

Treten wir aus der generellen Besprechung in die spezielle Beschreibung einzelner Haustypen über, so können wir an solchen, abgesehen von dem Rathause in Eisenbrod, drei verschiedene Gattungen unterscheiden: 1. Blockbauten mit Vorhallen, 2. Bauten aus Blockwänden mit vorgesetzter Ständerkonstruktion, 3. Blockbauten ohne Vorhallen.

Wir beginnen mit dem Rathause in Eisenbrod, ein böhmisches Städtchen unweit Reichenberg. Von den wenigen Holzprofanbauten, deren

Alter durch bestimmte Angaben bekannt sind, nimmt es die erste Stelle ein, sein Geburtsjahr fällt in die Zeit von 1568. Nach dem Marktplatz besitzt es, wie das Bürgerhaus, eine breite Vorhalle, oder wenn man so will, einen Laubengang, den Pfosten im Verein mit geschweiften Riegelbändern arkadenförmig abschließen. Über dem darauf folgenden Hauptgeschoss treten vier Unterzüge aus der Vorderwand heraus, um dem an beiden Langseiten vorgekragten Dachgebälk eine angemessene Unterstützung zu gewähren. Das auf so breiter Grundlage vorbereitete Dach schützt also nach allen Seiten die sichtbaren Blockwände und überhebt sie jeder weiteren Verschalung; nach oben wächst es zu be-

trächtlicher Höhe und schließt, dem allgemeinen Gebrauch entsprechend, mit einem Giebfelde ohne weiteren Dachvorsprung ab. Hier war natürlich eine Verschalung nicht zu entbehren, und zwar um so weniger, als sie gleichzeitig die Wand zu ersetzen hat; dem äußersten vorge-schobenen Dachstuhl ist sie direkt in senkrechter Richtung angeheftet, ohne dass die hinter ihr liegenden Gefache ausgefüllt wären. Den eigentlichen Schmuck des Rathauses bildet ein quadratischer Turm; vorn schließt er sich der Giebelfläche eng an, rück- und seitwärts entsteigt er den Dachflächen. In seiner halben Höhe umzieht ihn ein ausgebauter offener Galleriegang, der mit in das Bereich des weit vorspringenden Turmdaches gezogen ist und jenes durch acht freistehende, zierliche Pfosten mit tragen hilft. Oben geht die Turmspitze in ein Achteck über und schließt mit einer Durchsicht und Zwiebelhaube ab. Bretterverkleidungen bilden die senkrechten Wandflächen, Holzschindeln dienen zur Dachdeckung.

An der Rückseite (siehe Fig. 150) legt sich dem Obergeschoss ein offener Galleriegang vor, der an der Langseite in die Treppe mündet. Auch er liegt im Bereich des ausladenden Dachgeschosses, dem er durch einzelne Pfosten gleichzeitig eine Unterstützung verleiht. Die Giebelfläche ist wie die vordere mit senkrechten Brettern verschalt und durch rundbogig

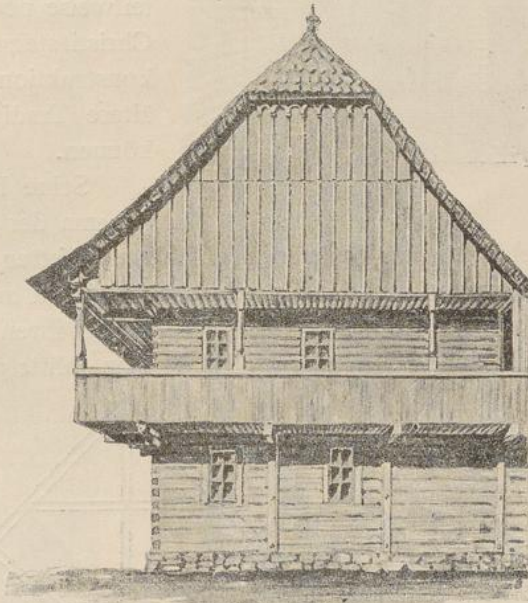


Fig. 150.

oben abschließende Lattenstreifen (als Schutz der Bretterfugen) gegliedert; ein kurzes Walmdreieck schneidet seine Spitze ab. Als Fensterschmuck schließen ausgesägte Zierbretter die rechteckigen Öffnungen an der Marktseite ein; auch ist der Thüröffnung dortselbst durch geschweifte Riegelbänder eine rundbogige Gestalt gegeben, sonst kommen keinerlei Zierformen vor.

Im Innern ist alles schlicht und die Blockwände bis Brüstungshöhe verschalt, von hier ab werden die unbehauenen Balken sichtbar und mit ockergelben Anstrich versehen, während ihre mit Lehm gefüllten Zwischenräume hellbraunen Grund tragen.

Höchst originell ist ferner die Deckenkonstruktion (s. Fig. 151). Zunächst teilt ein größerer Unterzug, welchen in der Mitte ein runder Pfosten stützt, den Raum in zwei Teile, ihm folgen in der Querrichtung die eigentlichen Balken in Entfernung von 1,50 m und darauf endlich,

wiederum quer zu jenen, eine Holzdecke aus aneinandergereihten Rundhölzern. Letztere sind im Durchschnitt 15 cm stark und ohne Zwischenräume so zusammengelegt, dass abwechselnd Wipfel- und Stammenden sich berühren, d. h. ihre ungleichen Holzdicken sich der Länge nach ausgleichen. Eine Lehmschicht mit Gipsestrich vertritt den Fußboden. Ähnliche Deckenkonstruktionen sind uns, mit Ausnahme des nördlichen Böhmens, woselbst sie noch einige mal wiederkehren, im übrigen Europa nirgends

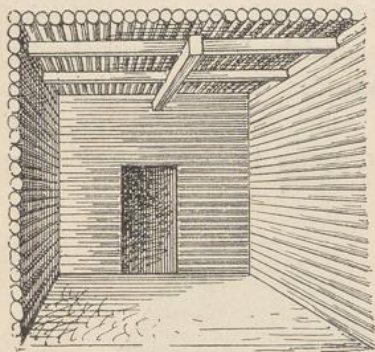


Fig. 151.

bekannt; seltsam bleibt es immerhin, ihnen hier zu begegnen, sie gelten sonst für ein Charakteristikum kleinasiatischer Bauernhäuser und der lykischen Felsengräber, an welchen sie typisch auftreten. Da letztere teilweise noch aus dem 5. Jahrhundert vor Christi stammen, dürfte auch die Deckenkonstruktion des Eisenbroder Rathauses auf ältere Traditionen zurückgeführt werden können.

Seine Dachkonstruktion kann als Schema der dortigen Bauweise gelten; sie setzt sich aus Sparren, Kehlbalken, Pfetten, Schrägstreben und Ständern zusammen, ohne einen regelrechten Stuhl aus ihnen zu bilden, denn selbst die langen unteren Kehlbalken finden ihren Halt nur in der Überplattung mit den Schrägstreben und dem Mittelpfosten, während der ganze

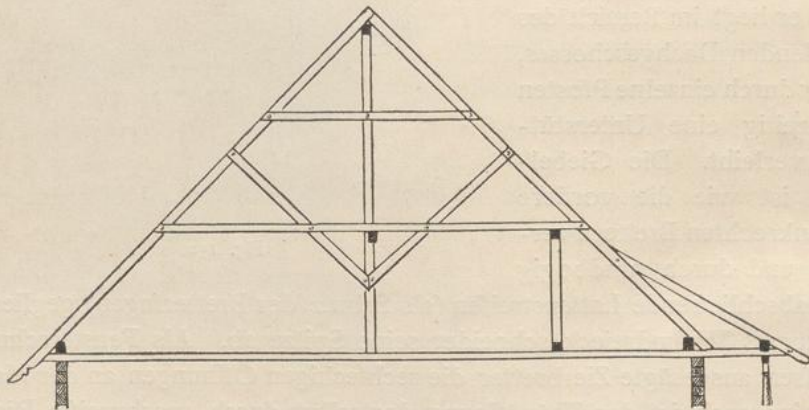


Fig. 152.

Längenverband in einer Firstpfette und zwei Wandpfetten besteht. Zur Überdachung des vorgekragten Gallerieganges dienen Vorscheiblinge und zur Verstärkung der hierdurch mehr belasteten Dachhälfte Pfosten mit Schwellen und Rahmhölzern, die natürlich außerhalb des Schemas stehen und nur für diesen besonderen Fall Anwendung fanden.

Der ganze Aufbau des Eisenbroder Rathauses kann heute nur noch als ein vereinzelt Beispiel gelten; dass er aber ohne Frage als letzter Rest eines ehemals im Osten allgemein verbreiteten Typus aufgefasst werden muss, geht aus seiner auffallenden Verwandtschaft mit den

Holzkirchen des östlichen Ungarns hervor, für die er zu einem schätzbaren Bindegliede mit den Blockbauten des Riesengebirges wird*). Schon die Vorhalle mit dem herausgeschobenen Giebfelde weist darauf hin, noch mehr aber der Turm, der sich an den ostungarischen Kirchen in Gestalt eines viereckigen Dachreiters erhebt und denselben ausgebauten Gallerieumgang wie der Eisenbroder Rathausturm besitzt. Die Ähnlichkeit ist eine so überraschende, dass man Gebäude gleicher Art, die gleichen Zwecken dienen, vor sich zu sehen vermeint. Für unsere Untersuchungen besitzt das Eisenbroder Rathaus aber insbesondere deshalb hervorragenden Wert, weil es die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Bautypen des Riesengebirges, Oberschlesiens, Mährens und Ungarns nachweist und

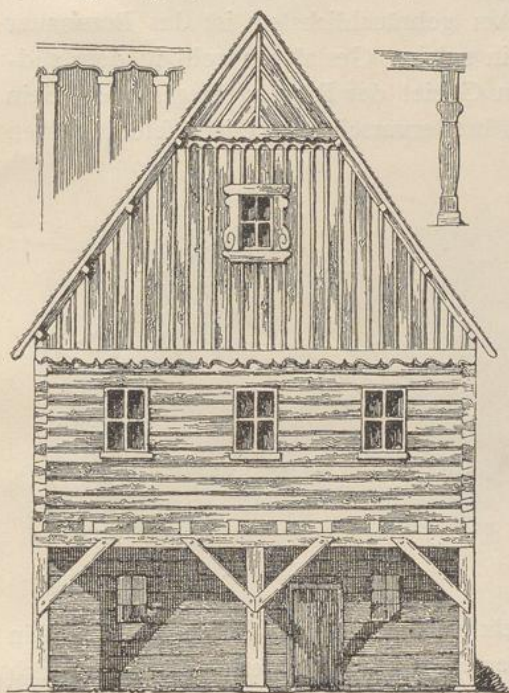


Fig. 153.



Fig. 154.

damit das früher Gesagte: zu allen Holzbauten jener Gegenden habe das germanische Haus und die Halle das Urbild geliefert, in vollem Umfang bestätigt. Dass zwei in Sitten und Gebräuchen so gänzlich von einander verschiedene Völkerschaften wie Slaven und Ungarn gemeinsames Bauschema besitzen, bekräftigt besser als alle anderen Versuche, dass sowohl die Slaven als auch die Ungarn die vorgefundenen Bauweisen nachahmten und ohne nennenswerte Umänderungen beibehielten.

Nach der anderen Seite vermittelt das Eisenbroder Rathaus den Übergang zu der ersten und älteren Gruppe der schlesisch-böhmischen Profanbauflora und widerlegt somit alle etwaigen Einreden oder Ver-

*) Man vergleiche die Mitteilungen der k. k. Zentralkommission vom Jahre 1856.

mutungen, die an seine Zusammengehörigkeit zu dem dort heimischen Profanbau geknüpft werden könnten. Dieses ältere Bürgerhausschema, welches wir durch die Figuren 153 und 154, einem Gebäude aus Braunau vom Ende des 17. Jahrhunderts, und einem solchen aus Eisenbrod vom Jahre 1712 zur Darstellung gebracht haben, entspricht in allen seinen Teilen der oben vorausgeschickten generellen Beschreibung. Durch Vorbauen des Obergeschosses entsteht der untere Hallenraum, der in seiner äußeren Gestalt an den Laubengang erinnert; als solcher kann er jedoch hier nicht gelten, da er an benachbarten Häusern häufig ohne Anschluss bleibt oder doch mittelst offener Tropfenfallgänge unterbrochen wird; nicht selten aber ist er überhaupt ganz umzäunt und dient in solcher Abgeschlossenheit als Vorflur. Am gebräuchlichsten ist das Braunauer Schema (s. Fig. 153) und kommt in solcher Gestalt sowohl in dem südlichen als auch in dem nördlichen Gebiet des Riesengebirges vor. Sein ganzer Schmuck besteht in dem bretterschalten Giebelfelde, dessen

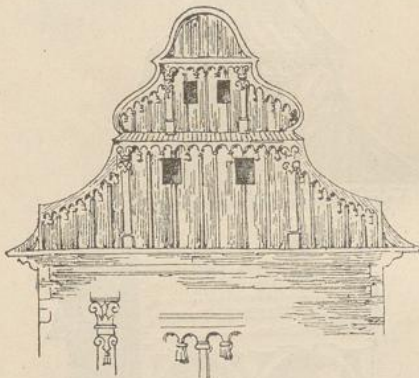


Fig. 155.

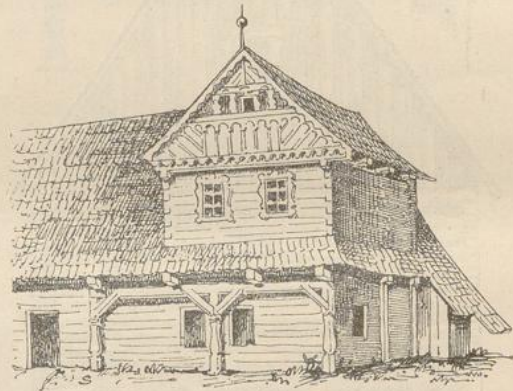


Fig. 156.

Fugen schmale Latten decken; letztere enden oben in Rundbogen, hin und wieder — wie seitwärts in derselben Figur dargestellt — wohl auch in Kielbogenlinien, die einem Querbrette angehören. Den solchermassen geschaffenen trapezförmigen Raum schliessen Zierbretter ein, während das obere Giebelfeld drittel ein anderes Verschalmuster belebt. In unserem Beispiel laufen die Bretter und Leisten parallel zur Dachneigung, ebenso gern liebte man aber auch strahlenförmige Muster. Die rechteckigen Fensteröffnungen begleiten für gewöhnlich ausgesägte Rahmleisten, ohne jedoch die Formen bestimmter Motive anzunehmen.

Reichere Spielarten vertreten die Figuren 154 und 155; am ersten Hause sind die Pfosten vor der Halle, was auch sonst an anderen Bauten zu geschehen pflegt, in der Mitte ausgebaucht, besitzen unter den Riegelbändern eine Art Kapital und enden unten mit einer Sockelbasis; auch an bemusterten Zierbrettern fehlt es an diesem Bauwerk nicht. Besondere Sorgfalt wandte man wieder dem Giebelfelde zu, das allerliebste Verschalmuster auf seinen Flächen birgt. Im übrigen begegnet man geschweiften Dachformen, wie sie vorliegendes Beispiel malerisch ausstatten, höchst selten.

Eine andere reizende Giebelverkleidung enthält Fig. 155, gleichfalls einem Eisenbroder Hause entnommen; es vertritt den einzigen uns bekannten Fall, dass eine Gliederung mit Lisenen versucht wurde. Originell ist hierbei das Formenspiel mit Quasten, die selbst an der Kapitälbildung wiederkehren. Wo die Vorbilder zu den Umrisslinien des Giebelfeldes zu suchen sind, ist unschwer zu erraten.

Weitere reiche Beispiele der gleichen Gattung finden sich in großer Zahl in Hohenelbe, Nachod, Arnau und Schatzlar; an allen macht sich das Bestreben bemerkbar, mit Hilfe von Bretterverkleidungen und Zierleisten einen architektonischen Zuschnitt zu gewinnen und letztere mit einem buntfarbigen Anstrich noch zu erhöhen. Hierzu war insbesondere für die tiefer liegenden Bretterflächen weiß, für die vortretenden Leistenrippen schwarz beliebt; jedoch laufen auch gelbe und blaue oder grüne und weiße Töne unter.

Neben jener ersten Gruppe kommt in dem fraglichen Holzbau-



Fig. 157.

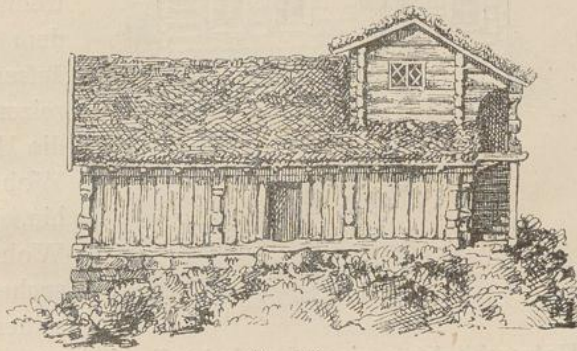


Fig. 158.

gebiet allerwärts auch die zweite Gattung vor. An ihr tritt die sonst mit der Vorhalle verknüpfte Ständerkonstruktion zurück und schmiegt sich unmittelbar der Blockwand an. Dass sie hier in erster Linie eine konstruktive Aufgabe zu erfüllen sucht, geht zur Genüge aus beistehender Fig. 156, einem Wohnhause in Eisenbrod, hervor. Sie dient direkt zur Unterstützung des Hauptgebälks und entlastet die Blockwand. Das andere Beispiel (Fig. 157), aus der Umgegend von Zittau, verbindet mit der konstruktiven Lösung dekorative Gedanken, indem es — wie bereits auf Seite 122 erwähnt — die Ständerreihen zu Arkadenbögen umgestaltet und mit ihnen das ganze Gebäude umzieht. Selbstverständlich springt in solchem Falle das Obergeschoss um das gleiche Maß vor, so dass es in der That direkt von den Ständern getragen wird, während die dahinterliegende Blockwand nur als Schutzhülle der unteren Wohnräume gelten kann. Auch trifft es sich nicht selten, dass im schlesischen Teil des Riesengebirges (wie die Fig. 118 und 157 bestätigen) das ganze Obergeschoss aus Fachwerk besteht.

Eines der interessantesten Blockhäuser bietet unser Eisenbroder Beispiel (Fig. 156), weil an ihm jene Dachstubenanlage vorkommt, die

wir an dem nordischen Wohnhause mit »Ramloftstube« kennen lernten. (Des besseren Verständnisses halber haben wir eine solche in Fig. 158 aus Gudbrandsdalen in Norwegen nach Eilert Sundt wiedergegeben und bemerken nur noch hierzu, dass die Bretterverschalung der unteren Wand eine Vorhalle abschließt.) Dem Walmdach des Eisenbroder Gebäudes entsteigt über der unteren Wohnstube ein rechteckiger Aufbau, der gerade Raum genug für eine Kammer enthält; der Strafe

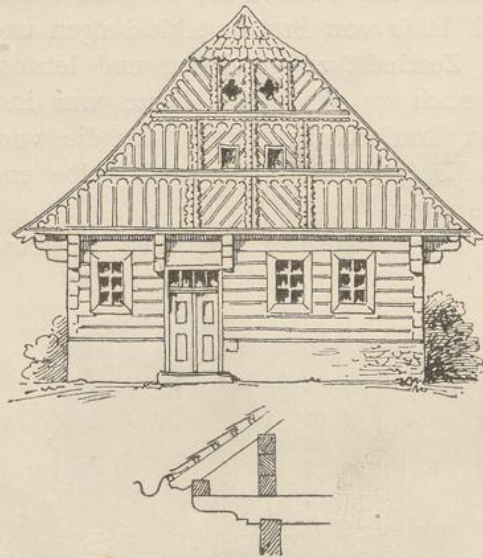


Fig. 159.

wendet er seine Giebelfläche zu, oben schließt er mit einem selbständigen Satteldache ab. Sein Giebelfeld unterbricht in der Mitte eine kleine offene Gallerie; augenscheinlich aber nur, um dekorative Wirkungen zu erzielen, denn nicht weit davon trennt sie eine Bretterwand von dem übrigen Dachraum. Der äußere Aufputz verleiht diesem reizenden turmähnlichen Aufsatz die Herrschaft über das gesamte Wohnhaus und deutet darauf hin, dass hierselbst ein besserer Wohnraum, die Gaststube, zu suchen sei. Bietet er schon in seiner ganzen Anlage für die

Holzarchitektur eine fesselnde Erscheinung, so ist seine Existenz für die Geschichte des ostdeutschen Wohnhauses geradezu von höchster Bedeutung; wie schon hervorgehoben, findet sich diese eigenartige Anlage sonst nur noch im skandinavischen Norden, und trägt



Fig. 160.

sie daher nicht wenig dazu bei, die Lücken zwischen hier und dort mit ausfüllen zu helfen. Bei solch engen Beziehungen beider Bauweisen müssen auch die letzten Bedenken gegen Stammesverwandtschaft schwinden.

Als dritte und jüngste Gruppe, deren hervorragendste Vertreter in Semil zu Hause sind, haben wir eine Gattung eingeschossiger Blockhäuser ohne Vorhallen anzuführen, wie sie ein solches Fig. 159 zur Anschauung bringt. Nach Schweizer Art krägt das Dachgeschoss nach allen Seiten vor und wird durch mehrere einander überragenden Wandbalken getragen. Die Sparrenenden ruhen auf weit vorgeschobenen Pfetten und da ihren Zwischenraum von der unteren Hauptwand Blockbalken ausfüllen, wird man versucht, hier die Anlage eines Kniestockes zu vermuten. Horizontale Leisten teilen das Giebelfeld der Höhe nach in drei Felder, im übrigen trägt es in allen erdenklichen Kombinationen die schon mehrfach beschriebenen Brettmuster; ihr oberes Viertel ist

abgewalmt und mit Schindeln gedeckt, stern- und rosettenartige Lichtöffnungen unterbrechen und beleben ihre Flächen. Soweit macht sich also an den Zierformen kein merklicher Unterschied zu jenen an den älteren Gruppen geltend; hingegen tritt als neues dekoratives Element ein eigentümlicher Schmuck an der Giebelfläche hinzu, dem ein malerischer Reiz nicht abgesprochen werden kann, wem schon er sonst keinerlei architektonische Bedeutung in sich birgt. Es ist dies eine Zusammenstellung von je drei, resp. je fünf winklig sich schneidenden Zierlatten (s. Fig. 160), welche in runden und geschweiften Linien ausgesägt, eine senkrechte Gliederung der Giebfelder bewirken. Sie verleihen den von ihnen besetzten Gebäuden nebst einem spezifisch-lokalen Gepräge ein anmutiges Äußere und rufen mannigfaltiges Schattenspiel hervor.

Die Bauten dieser Gruppe reichen nicht über die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück und stehen der germanischen Urform ferner. In



Fig. 161.

mancher Beziehung bilden sie recht schätzenswerte Leistungen und verdienen mehr als bisher bekannt und in gewissen Grenzen auch nachgeahmt zu werden. Bedenkt man, dass zu derselben Zeit, in der sie entstanden, der nord- und süddeutsche Fachwerksbau bereits gänzlich verflacht und versumpft war und sich schon mit einem Mörtelkleide einzuhüllen bemühte, so gewinnen sie noch mehr an Bedeutung. Als allwärts die deutsche Holzarchitektur im Absterben begriffen war, begann hier ein neuer Zweig zu grünen, der bis heutigen Tages seine Lebensfrische bewahrt hat.

Neben den ostdeutschen Bauwerken stehen alle anderen deutschen Blockbaugruppen weit zurück; mag auch ihre malerische Anlage vielerlei Reize bieten, sie erreichen doch nirgends jenen Grad von Urwüchsigkeit, der den schlesisch-böhmischen Bauten innewohnt.

Häufig wird ihr Untergeschoss ganz massiv gehalten und der Blockbau auf das obere Stockwerk beschränkt; mitunter schrumpft seine Anwendung aber auch hier auf einzelne Wandteile — die Umrahmung der Wohnstuben zusammen und überlässt die Einkleidung der übrigen Räume

dem Ständer- oder Massivbau. Ihr Dach liegt durchweg flacher, weshalb ihr Giebelfeld nur winzige Flächen einnimmt.

Von den wenigen uns bekannten Bautypen, welche unsere Aufmerksamkeit noch auf sich zu lenken verdienen, geben wir in nebenstehender Fig. 161 ein Beispiel aus Niederbaiern. Mit geringen Modifikationen kann es auch als Schema für den grössten Teil Oberbaierns gelten, bis es im Hochgebirge in die Tyroler Stilart übergeht.

Von einem flachen, weit ausladendem Dach beschirmt, krönt den massiven Unterbau ein schlichtes Blockwandgeschoss; die Giebelseite liegt nach dem Hofe und wird von lotrecht gestellten Brettern dürftig verschalt. Vor der Hauptgiebelwand befinden sich an beiden Geschossen offene Galleriegänge, deren unterer sich der Freitreppe anschliesst, deren oberer auf der einen Langseite noch ein Stück Wand umspannt.

Die Unterstützung der Galleriegänge erfolgt mittelst Pfosten, welche teilweise bis zu den Dachsparren hinanreichen und jene mit tragen helfen. Steine beschweren den Bretterbeleg des flachen Daches und erinnern an Alpenbauten.

Wir sind am Ende unserer Untersuchungen, wenn wir uns auch keineswegs verhehlen, dass die Forschungen lokaler Eigentümlichkeiten noch bei weitem nicht erschöpft sind und noch viele Lücken in vorliegender Beschreibung der deutschen Holzarchitektur offen stehen. Gleichwohl glauben wir nachgewiesen zu haben, welch dankbare Aufgaben Studien in unserem Vaterlande bieten können, und welch herrliche Blätter in unserer Kunstgeschichte die Holzarchitektur auszufüllen berufen ist. Gleich malerischen Volkstrachten wechselt sie nach Provinzen und Thälern ihr Kleid und besitzt wie jene gewisse Eigenartigkeiten und örtlich beschränkte Merkmale.

Vorstehende Blätter entrollen uns ein Bild der Vergangenheit; es wäre aber gänzlich verkehrt, die gesamte Holzarchitektur als eine abgeschlossene oder überwundene Periode zu erachten. Neben ihrem nationalen Grundzuge birgt sie so hervorragende Bildungsfähigkeit, dass auch der Baumeister unserer Zeit sich eingehender mit ihr befreunden und viel häufiger sich ihrer bedienen sollte.



INHALT.

	Seite
Süddeutscher Ständerbau	I
Einleitung	3
I. Abschnitt. Die Konstruktion	9
II. Abschnitt. Die Dekoration und Ornamentik des süddeutschen Ständerhauses	40
1. Die gotische Periode	41
2. Die Renaissanceperiode	51
Der Blockbau	95
I. Abschnitt. Der Blockbau an Kirchen	102
II. Abschnitt. Profanblockbauten	120

Verzeichnis der Abbildungen.

Fig.	Fig.
1. Aufbaueschema des süddeutschen Ständerhauses.	37. Limburg, Haus am Dom.
2. Marburg, altes Ständerhaus.	38. Münstermayfeld, Haus.
3, 4 u. 5. Teile des alten Marburger Ständerhauses.	39. Rhense, Erker.
6. Wandbildung.	40. Nürnberg, Chörlein.
7. Gefachausfüllung.	41. Nürnberg, Chörlein.
8. Balkenlage.	42. Nürnberg, Dächerkertürmchen.
9 u. 10. Vorkragung der Geschosse.	43. Nürnberg, Dächerkerturm.
11. Dachkonstruktion.	44. Ediger, Häusergruppe.
12. Frankfurt a. M., Giebelbildung.	45. Grundrisschema des fränkischen Bauernhauses.
13. Pommern, Giebelbildung.	46. Frankfurt a. M., Marktstr. Nr. 30, Grundriss.
14. Frankfurt a. M., Giebel des Saalhofes.	47. Nürnberg, Funksches Haus, Grundrisse.
15. Edinger, Giebel.	48. Alsfeld, Rathausgrundriss.
16. Carden, Giebel.	49. Homberg i. H., Kopfband.
17. Marburg, Fischersches Haus.	50. Marburg, Kopfbänder.
18. Frankfurt a. M., Eckständer am Hause »zum Nyde«.	51 u. 52. Frankfurt a. M., Kopfbänder.
19. Alsfeld, Eckbildung.	53. Limburg, Rundchörlein.
20. Alsfeld, Eckbildung.	54. Limburg, Plötzerstr. Nr. 17, Kopfband.
21. Alsfeld, Eckbildung am Rathause.	55. Nürnberg, Winklerstr. Nr. 15, Fenster.
22. Nürnberg, Waaggasse Nr. 11, Vorgekragte Fensterreihe.	56. Frankfurt a. M., Hausthüre.
23 u. 24. Konstruktion vorgekrager Fenster.	57. Homberg i. H., Thüre im Rathause.
25. Alsfeld, Fenster vom Rathaus.	58—64. Frankfurt a. M., Kopfbänder.
26. Fensterkonstruktion.	65. Nürnberg, Kopfband.
27. Homberg, Hausthüre.	66. Frankenberg a. d. Eder, Kopfband.
28. Treysa, Hausthüre.	67. Boppard, Kopfband.
29. Nürnberg, Augustinerstrasse Nr. 11, Windenluke.	68. Kronberg, Kopfband.
30. Rhense, Windenluke.	69 u. 70. Limburg, Balkenköpfe.
31. Alken, Windenluke.	71 u. 72. Regensburg, Balkenköpfe.
32. Vinningen, Windenluke.	73. Fulda, Schwelle.
33. Frankfurt a. M., Haus am Römerberg.	74. Alsfeld, Schwelle.
34. Homberg i. H., Gasthaus zur Sonne.	75. Nürnberg, Karolinenstr. 4, Wand.
35. Alsfeld, Rathaus.	76. Nürnberg, Tucherstr. Nr. 15, Schwelle.
36. Alsfeld, Grundriss vom Chörlein.	77. Marburg, Schwelle.
	78. Frankfurt a. M., Ecke vom Salzhaus.
	79. Basel, Eckpfosten.
	80. Dinkelsbühl, Deutsches Haus.
	81. Mainz, Augustinerstr. Nr. 75, Ständer.

Fig.

82. Idstein, Eckständer.
- 83—87. Alsfeld, Eckständer.
88. Frankfurt a. M., Eckständer am Klein-Engelis.
89. Straßburg, Kammerzellsches Haus am Domplatz.
90. Alsfeld, Eckständer am Marktplatz.
91. Cochem, Gebäudeecke.
92. Riegelbänder.
93. Ediger, Wand mit Fenster.
94. Krummhübel im Riesengebirge, Wandbildung.
95. Schema des fränkischen Bauernhauses.
96. Heldburg, Gerichtsgebäude.
97. Heldburg, Wohnhaus.
98. Boppard, Verriegelung.
99. Frankfurt a. M., Rotekreuzgasse 1, Fensterreihe.
100. Nürnberg, Galleriegang.
101. Idstein, Brüstungsplatte.
102. Frankfurt a. M., Salzhaus.
103. Mainz, Fensterbildung.
104. Kiedrich, Fensterbildung.
105. Nürnberg, Arkadengalerie.
106. Nürnberg, Hausthüre am Pellerschen Hause.
107. Tübingen, Thüre der Schlossbibliothek.
108. Nürnberg, Thüre aus dem Petersenschen Hause.
109. Nürnberg, Thüre aus dem von Bibraschen Hause.
110. Rothenburg, Rathausdecke.
111. Bruttig, Treppen im Schunkschen Hause.
112. Nürnberg, Galerieöffnung des Funkschen Hauses.
113. Ediger, Giebelendigung.
114. Ediger, Flachmuster.
115. Idstein, Giebelendigung.
116. Cochem, Giebelaufbau.
117. Rothenburg a. d. Tauber, Erkertürmchen an der Klingergasse.

Fig.

- 118—123. Blockwandkonstruktionen.
124. Lubom, Grundriss der Kirche.
125. Syrin, Kirche.
126. Lubom, Kirche.
127. Lubom, Balken.
128. Lubom, Kirchenthüre.
129. Brzezie, Glockenturm.
130. Lubom, Zierleisten am Glockenturm.
131. Brzezín, Kirchenthüre.
132. Mikulschütz, Kirche.
133. Ponischowitz, Kirche.
134. Rudnik, Kirche.
135. Hammer, Kirche.
136. Hammer, Grundriss der Kirche.
137. Lubom, Kapelle.
138. Lubom, Schallöffnungen.
- 139—141. Zierleisten und Schindeln.
142. Wang, Kirche.
143. Syrin, Thorbau.
144. Szupzkó, Kirche.
145. Ploszkó, Kirche.
146. Ploszkó, Grundriss.
147. Grundrisschema.
148. Blockhütte.
149. Eisenbrod, Rathaus.
150. Eisenbrod, Rathaus, Rückseite.
151. Eisenbrod, Rathaus, Innenkonstruktion.
152. Eisenbrod, Rathaus, Dachkonstruktion.
153. Braunau, Wohnhaus.
154. Eisenbrod, Wohnhaus.
155. Eisenbrod, Giebel.
156. Eisenbrod, Wohnhaus.
157. Zittau, Wohnhaus.
158. Gudbrandsdalen, Bauernhaus.
159. Semil, Wohnhaus.
160. Semil, Zierleisten.
161. Blockhaus aus der Gegend um Passau.

Tafel:

I. Häusergruppe in Treifs a. d. M. (Radierung).

Einige Illustrationen sind dem Everbeck'schen Aufsatz: »Architektonische Studien an Bauwerken des Mosellandes« und Ortweins »Deutscher Renaissance« entnommen.



HAUSERGRUPPE IN TESS *J NOSEL

Zeichn. von K. A. Schumann in Leipzig

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

- Fig.
82. Itstein, Eckständer.
83–87. Alsfeld, Eckständer.
88. Frankfurt a. M., Eckständer am Klein-Engeln.
89. Straßburg, Keimwunderliches Haus am Domplatz.
90. Alsfeld, Eckständer am Marktplatz.
91. Cochem, Giebelaufgang.
92. Tübingen.
93. Rothenburg a. d. Tauber, Giebelaufgang.
94. Kreuzschädel im Hiesengelage, Wandbildung.
95. Schema des Hiesengelages, Eisenhausen.
96. Bietigheim, Gerichtgebäude.
97. Heilbrunn, Wohnhaus.
98. Weipert, Vorriegelung.
99. Frankfurt a. M., Rotkehlchengasse 1, Fenster.
100. Alsfeld, Giebelaufgang.
101. Alsfeld, Giebelaufgang.
102. Rothenburg a. M., Rathaus.
103. Alsfeld, Giebelaufgang.
104. Bietigheim, Giebelaufgang.
105. Alsfeld, Giebelaufgang.
106. Alsfeld, Giebelaufgang.
107. Alsfeld, Giebelaufgang.
108. Alsfeld, Giebelaufgang.
109. Nürnberg, Thüre aus dem von Bibraschen Hause.
110. Rothenburg, Rathausdecke.
111. Brüttig, Treppen im Schunkischen Hause.
112. Nürnberg, Gallerieöffnung des Fuchschen Hauses.
113. Ediger, Giebelaufgang.
114. Ediger, Flachgrat.
115. Itstein, Giebelaufgang.
116. Cochem, Giebelaufgang.
117. Rothenburg a. d. Tauber, Eckständerchen an der Klüfgergasse.
118–123. Blockwandkonstruktionen.
124. Labom, Grundriß der Kirche.
125. Syrin, Kirche.
126. Labom, Kirche.
127. Labom, Balken.
128. Labom, Kirchenthüre.
129. Bzenze, Glockenturm.
130. Labom, Zierleisten am Glockenturm.
131. Bzenze, Kirchenthüre.
132. Mikulschütz, Kirche.
133. Ponschowitz, Kirche.
134. Rudnik, Kirche.
135. Hammer, Kirche.
136. Hammer, Grundriß der Kirche.
137. Labom, Kapelle.
138. Labom, Schallöffnungen.
139–141. Zierleisten und Schindeln.
142. Wang, Kirche.
143. Syrin, Thorbau.
144. Szupkó, Kirche.
145. Ploszkó, Kirche.
146. Ploszkó, Grundriß.
147. Grundrisschema.
148. Blockhütte.
149. Eisenbrod, Rathaus.
150. Eisenbrod, Rathaus, Rückseite.
151. Eisenbrod, Rathaus, Innere Konstruktion.
152. Eisenbrod, Rathaus, Dachkonstruktion.
153. Braunnau, Wohnhaus.
154. Eisenbrod, Wohnhaus.
155. Eisenbrod, Giebel.
156. Eisenbrod, Wohnhaus.
157. Zittan, Wohnhaus.
158. Gudbrandsdalen, Bauernhaus.
159. Semil, Wohnhaus.
160. Semil, Zierleisten.
161. Blockhaus aus der Gegend um Füssen.

Tafel:

I. Häusergruppe in Treß a. d. M. (Radierung).

Einige Illustrationen sind dem kaiserlichen Aufsatz: »Architektonische Studien an Bauwerken des Mosellandes und Oberrheins« (deutsch: »Renaissance«) entnommen.



F. Ewerbeck gez.

B. Marnfeld rad.

HÄUSERGRUPPE IN TREISS ^{am} MOSEL.

Verlag von F.A. Seemann in Leipzig.

Druck von F.A. Brockhaus in Leipzig.

